Die

Geheimnisse von Wien.

Sittengemälde aus der Gegenwart.

Erste Abtheilung.

Zweiter Band.

Wien, 1852.
Jasper's Wwe. & Hügel.

Die

Ritter vom Griff

von

Eduard Breier.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Wien, 1852.
Jasper's Wwe. & Hügel.

Erstes Capitel.

Familienglück.

Es ist eine besondere Eigenthümlichkeit unserer frivolen Zeit, daß sie ihren Spott an Allem übt, was einst unseren Großvätern theuer und heilig gewesen.

Die Liebe ist ihr ein Sinnenspiel geworden, die Treue ein veraltetes Möbel, der Glaube ein luftig Blendwerk, die Tugend ein längst verklungen Märlein.

Wo immerhin wir unser Auge wenden, überall finden wir den nagenden Wurm; sogar an das Heiligste der Gesellschaft, an die Familie hat er sich gewagt, er will selbst diese unterwühlen; ihm ist auch das Familienglück eine Fessel, welche die allgemeine Freiheit gefährdet.

In einer solchen Zeit, die mit frecher Hand nach Allem greift, was dem Herzen lieb und theuer ist, die mit Hohn und Spott Alles begeifert, woran mit Ehrfurcht und heiliger

Scheu gehangen, in einer solchen Zeit thut es wohl, sich vom offenen Markte in das stille Haus zu flüchten, sich aus dem großen Haufen in den kleinen Kreis zurückzuziehen.

Folgen Sie uns, freundliche Leser, wir führen Sie in ein ehrbar Bürgerhaus, in eine kleine Familie, deren Glück groß ist. Es thut dem Herzen wohl, glückliche Menschen schalten und walten zu sehen; man freut sich mit ihnen, man empfindet, wenn auch nur momentan, dasselbe Glück wie sie.

Wir führen Sie in die Mariahilfer Hauptstraße — und machen vor einem zwei Stock hohen Hause Halt.

Wenn Sie nach der Nummer spähen, so werden Sie finden, daß dieses Haus mit der Nummer 444 bezeichnet ist. Die Zahl ist, wenn man den Mnemotechnikern glauben darf, dem Gedächtnisse sehr leicht einzuprägen; man braucht nur an die vier Elemente zu denken und die Ziffer drei Mal neben einander zu setzen.

Das Gebäude ist einfach und nicht ohne Geschmack entworfen, es gehört der neuesten Zeit an. Mit den Häusern ist es so wie mit den Menschen; ihre Physiognomie läßt immer auf ihr Alter und ihren inneren Gehalt schließen; so z. B. bei diesem Hause, aus jedem Fenster guckt Anmuth und Wohlhabenheit heraus.

Ein großer Geist nannte einst die Architectur: „Gefrorne Musik" — wir möchten dieses Haus die „erstarrte Behaglichkeit" nennen, und in der That, man mag in diesem Hause wo immer anklopfen, so findet man geschäftige Menschen, lachende Gesichter.

Schon beim Eintritte sieht man einen reinen Hof und

hinter demselben einen netten Garten mit einem geschmackvollen Pavillon. Die winterliche Jahreszeit läßt uns jedoch hier in diesem Momente keine besondere Augenweide finden; welches Herr Florian Neubald, der glückliche Herr dieses Hauses bewohnt.

Wir bitten unsere Leser, alle ihre etwaigen Antipathien gegen Hausherren für dieses Mal bei Seite zu setzen, denn wir führen Ihnen einen Ehrenmann vor, in der bürgerlichsten Bedeutung des Wortes; sie werden eine kleine Familie kennen lernen, in deren Mitte die Zufriedenheit, diese köstliche Perle, wie der unglückliche Raimund sing, sich niedergelassen hat, und deren häusliches Glück inmitten dieser prosaischen Welt fast an's Poetische — an's Ideale gränzt.

Eine Reihe freundlicher, bürgerlich eingerichteter Gemächer thun sich vor unseren Augen auf. Wohin wir blicken, entfalten sich Ordnung und Wohlstand. Die Parketts von braunen Nußbaumholz, die Möbel von Eichen, die Wände geschmackvoll bemalt. Die hohen Fenster in ihren braunen Rahmen sind rein wie Krystall, die Vorhänge von einfachem weißen Mousselin hat ein kundiger Sinn in malerische Falten gelegt. Die Wände sind mit zahlreichen Stahlstichen geschmückt, unter denen mitunter ein hübsches Oelgemälde prangt.

Die Gemächer sind alle von einer gleichen Wärme durchflutet, ein angenehmes Aroma durchduftet sie.

Welche Stille in dieser Wohnung! Man sollte meinen, sie sei ausgestorben, doch nein, aus der Küche herüber vernimmt man Geräusch, es zeigt von jener häuslichen Geschäf-

tigkeit, wie sie um die Mittagszeit in bürgerlichen Wohnungen anzutreffen ist.

Hier finden wir die Frau des Hauses.

Sie ordnet und überwacht mit kundigem Auge das Walten der Dienerinnen.

Welch' eine liebenswürdige, reizende Erscheinung! Der Wuchs hübsch, die Formen voll, das Antlitz rund, die Züge freundlich, Aug' und Haar schwarz, an Alter kaum vierundzwanzig Frühlinge, die ganze Erscheinung voll Natürlichkeit und Anmuth — doch wozu jede weitere Schilderung, unsere Leser kennen ja die junge Frau schon, sie haben sie schon ein Mal gesehen, und zwar an jenem regnerischen October-Vormittage unter dem „äußern Burgthore," wo sie, in der mittleren Einfahrt stehend, die Aufmerksamkeit der beiden jungen Freunde, Heinrich und Oswald, auf sich zog, und später von einer Calesche abgeholt wurde.

Doch damals war die Dame schwarz verschleiert, damals verbarg der neidische Hut den reizenden Kopf, der weite Mantel den herrlichen Leib, heute aber finden wir sie im einfachen, schmucklosen Hauskleide, eine braune Casaweika von Damentuch umspannt die malerische Taille, und prägt die reizendste Busenwölbung aus, die je ein Künstler auf Leinwand gehaucht. Heute sehen wir das liebliche Antlitz frei und blos, ein feines Netztüchelchen bedeckt den Hals, diese „Säule von Schnee und Rosen."

Um ihre ganze Erscheinung recht würdigen zu können, mußte man sie mitten in der prosaischen Küchenumgebung sehen, man mußte sehen, wie die Reinheit ihres ganzen Wesens selbst diese Umgebung gewissermaßen verklärte, man

mußte sehen, mit welcher Lieblichkeit sie hier schaltete, ein Muster deutscher Weiblichkeit. —

Eine Köchin und ein Dienstmädchen thaten sich um; die Anwesenheit der Frau war nichtsdestoweniger nicht unentbehrlich. Hier gab es nachzuhelfen, dort auszubessern, drüben etwas ganz anders zu machen.

Sparen Sie bei dem Pfannkuchen den Zucker nicht, sagte die Hausfrau eben zu der Speisekünstlerin, Sie wissen, der Herr liebt es, dergleichen Speisen sehr süß zu essen.

Es wird geschehen, gnädige Frau.

Muß ich Sie, liebe Rosi, schon wieder erinnern, mich nicht „gnädige Frau" zu tituliren.

Um Vergebung, Madame, die Gewohnheit läßt mich immer darauf vergessen.

Das sollen Sie aber nicht: Agnes — wendete sie sich hierauf zu dem Dienstmädchen — decken Sie indessen den Tisch, der Herr kehrt bis halb Ein zurück; er liebt es, um diese Zeit Alles fertig und bereit zu finden, deshalb muß es auch täglich so sein.

Das Mädchen eilte aus der Küche.

Die Hausfrau holte jetzt einige gläserne Behältnisse aus der Speisekammer, nahm aus denselben Compots, die sie mit zierlicher Sorgfalt auf einer niedlichen Porcelläntasse ordnete. Hierauf begab sie sich in das Gemach.

Im Speisezimmer war das Dienstmädchen beschäftiget, die Hausfrau warf einen prüfenden Blick auf ihr Thun und ging in das nächste Zimmer. Hier saß auf einem Schemel ein kleiner, niedlicher Lockenkopf, jenes reizende Kind, welches wir unter dem äußern Burgthore in der Calesche fanden.

Minna hatte ein Bibelbuch auf dem Schoße und unterhielt sich mit den grell bemalten Bildern, welche sie nach ihrer kindischen Einsicht zu deuten und zu erklären suchte.

Die Dame warf einen zärtlichen Blick auf das kleine Geschöpf, und der Schein heiligster Mutterliebe erleuchtete das Antlitz. Minna war das Ebenbild ihrer Mutter, so und nicht anders konnte diese in ihrer zarten Jugend ausgesehen haben.

Soll ich noch lernen, Mama? fragte das Kind, indem es die Mutter, freundlich lächelnd, anblickte.

Bis der Papa kommt, lautete die Antwort, Du weißt, mein Kind, Väterchen freut sich, wenn er Dich fleißig und ruhig findet.

Wird Papa bald kommen!

O gewiß, sehr bald.

Mich hungert schon, Mama.

Sobald Väterchen kommt, gehen wir zu Tische.

Das Kind begnügte sich mit dieser Auskunft, und begann neuerdings in dem Büchlein zu blättern.

Die Hausfrau stellte sich an's Fenster und sah auf die Straße hinab. Ihr Auge war nach jener Seite gerichtet, woher der Gatte kommen sollte.

Es währte auch nicht lange, so sah man die junge Frau, freudig bewegt, das Fenster verlassen, und darauf einem eintretenden Manne entgegen eilen.

Mit fast kindischer Lust schloß sie ihn in die Arme.

Grüß' Dich Gott, meine liebe Fanni, sagte er mit herzlicher Freude, indem er ihre Liebkosungen erwiederte.

Auch Minna war herbeigesprungen und rief ohne

Unterlaß: „Ich bin brav gewesen, Papa!“ und zwar so lange, bis der Vater, ihr Gehör schenkend, auch sie liebkoste und sein braves Töchterchen nannte.

Die junge Frau beeilte sich, dem Gatten Hut und Ueberrock abzunehmen, wofür er freundlich zunickte.

Herr Florian, um ein bequemes Hauskleid anzuziehen, trat in ein Nebengemach; indessen erschien das Dienstmädchen und fragte: Befehlen Sie, Madame, daß ich die Suppe bringe.

Warten Sie, antwortete die Gebieterin, bis der Herr es befiehlt.

Nach einigen Augenblicken erschien der Hausherr.

So, sagte er, jetzt habe ich mirs bequem gemacht, jetzt können wir in Gottesnamen zu Tische gehen.

Die Dame winkte dem Diestmädchen, und ihre Miene drückte die Worte aus: „Jetzt kann die Suppe kommen!“

Minna, ohne erst einen Befehl abzuwarten, kniete bei ihrem Stuhle nieder und sprach ein kurzes Gebet. Die beiden Gatten stehend, falteten ebenfalls die Hände und Mutter und Vater sprachen leise nach, was der kleine Engel vorbetete.

Die Scene war rührend und erhebend!

Hierauf begann das Mittagsmahl.

Wir benützen die Zeit des Mittagstisches unsere Leser mit Herrn Florian Neubald näher bekannt zu machen.

Fanni's Gatte zählte fünfzig Lebensjahre.

Erschrecken Sie nicht, liebenswürdige Leserin, vor dem Mißverhältniß im Alter der beiden Gatten, selbst die schneeigen Haare des Herrn Florian dürfen Ihnen keine

Besorgniß einflößen, denn er war trotzdem ein rüstiger Mann, ein liebenswürdiger Charakter, eine wirklich ehrwürdige Gestalt.

Denken Sie sich eine kräftige Figur mittlerer Statur, ein volles, rundes, gutgefärbtes Gesicht, ein Auge, blau wie ein freundlicher Frühlingshimmel, einen schön geformten Mund, zwei Reihen Zähne, um die ihn jeder Jüngling hätte beneiden können und endlich schneeweißes, vorzeitig gebleichtes Haar, denken Sie sich dieses Alles und geben Sie überdies noch seinem Kopfe den Haarstrich und die ehrwürdige Freundlichkeit eines sogenannten „Petrus-Kopfes" und Sie haben Herrn Florian Reubald vor sich, wie er leibte und lebte.

Seit sechs Jahren ist dieser Mann der glückliche Gatte der jungen Frau, es war damals von dem vierundvierzigjährigen Hagestolz ein kühnes Wagestück, ein Mädchen von achtzehn Frühlingen zu ehelichen, aber es gelang, Florian traf, wie es schien, eine glückliche Wahl.

Die arme Fanni, Tochter eines unbemittelten Wundarztes, zog in dem Hause des reichen Mannes ein und wurde glücklich, indem sie beglückte.

Man kann sich kein innigeres, kein liebenswürdigeres eheliches Verhältniß denken.

Fanni verehrte den Gatten wie ihren Vater, sie hochachtete ihn wie ihren Herrn, sie liebte ihn wie einen theueren Freund. Die zärtlichste Sorgfalt, die liebevollste Aufopferung und nie schlummernde Aufmerksamkeit ersetzten hinlänglich jene feurige Leidenschaft, die in der Regel nur jugendliche Herzen zu verbinden pflegt. Die junge Frau liebte den be-

jahrten Mann nicht stürmisch wie einen Liebhaber, sie liebte ihn dauernd wie einen Gatten.

Die ersten Monate ihrer Ehe reichten für sie hin, den Charakter, die Angewohnheiten, Neigungen und Wünsche ihres Gatten kennen zu lernen, von da an war es ihre stäte Sorgfalt, ihm in Allem zuvorzukommen, alle Anordnungen so zu treffen, daß sie mit seinem Willen in Einklang standen.

Wir haben es gehört, wie sie selbst bei der geringfügigsten Kleinigkeit auf den „Herrn“ hinwies, dessen Wunsch ihr Gebot war; dieses förmliche Hineinleben in den Willen eines Anderen, fand seinen Ursprung nicht in einer sklavischen Furcht vor dem Gebieter, denn die junge Frau hatte ja keine Ursache, ihren Gatten zu fürchten, o nein, Fanni war das zweite Ich ihres Mannes, nicht weil sie mußte, sondern weil sie wollte.

Und der Himmel, der an den Guten und Frommen Wohlgefallen findet, sendete seinen Segen, die Ehe wurde mit einem reizenden Kinde beglückt. Ein Band mehr zu den tausend Banden, die das Paar ohnedem schon an einander fesselten. Wenn etwas geeignet war, dieses Verhältniß noch seliger zu gestalten, so war es die heranwachsende Minna. Eben so schön als klug, jetzt voll Schelmerei und Muthwillen, dann wieder ernst wie eine erwachsene Jungfrau, altklug wie eine Matrone, war sie der Augapfel der Mutter, die Herzensfreude des Vaters. Die Eltern vereinigten in diesem Einen Kinde den reichen Schatz von Liebe, den sie in ihren Herzen trugen.

Denken Sie sich nun, verehrte Leser, zu diesem Seelen-

glück auch noch den Flor des Hauses, den materiellen Wohlstand, der — Idealisten mögen sagen, was sie wollen — der diesem Glücke erst das eigentliche Lustre verlieh, denken sie sich dieses Alles vereint mit Zurückgezogenheit, Mildthätigkeit, Ruhe und Gesundheit, und Sie werden uns gewiß beistimmen, daß wir Ihnen diese Personen unter der bedeutsamen Aufschrift: „Familienglück“ vorgeführt haben.

Aber der Himmel, der an den Guten und Frommen Wohlgefallen findet, sendet nicht nur Segen, sondern oft auch Prüfungen!

Wir haben dem Verhältnisse dieser Familie absichtlich eine größere Aufmerksamkeit zugewendet, damit der Leser das Kommende zu würdigen verstehe.

Zweites Capitel.

Ein Blitz aus heiterem Himmel.

Das Mittagsmal war zu Ende.

Herr Florian unterhielt seine Gattin mit Neuigkeiten, die er in der Stadt vernommen, dabei machte er einige Gänge durch das Zimmer, denn er liebte eine kurze Bewegung nach Tische.

Das Wichtigste, unterbrach er sich selbst in seiner Mittheilung, hätte ich bald vergessen. Es ist unverzeihlich so lange von gleichgültigen Sachen zu sprechen, wenn man einen so wichtigen Gegenstand zu melden hat.

Du machst mich neugierig, lächelte die junge Frau.

Ich ging heute über den Kohlmarkt und da sah ich — was meinst Du wohl?

Auf dem Kohlmarkt sieht man viele Dinge, da ist das Errathen schwer.

Ich sah einen wunderschönen Sammethut.

Da brauchst Du nicht erst auf den Kohlmarkt zu gehen, mein Schatz, bei unserer Hensler heraußen wirst Du ganz gewiß auch sehr elegante Hüte zu sehen bekommen.

Außer dem Hute sah ich auch einen Mantel, braun mit schwarz, ein prachtvolles Stück —

Fanni sah den Gatten schelmisch an.

Kind, sagte sie scherzhaft drohend, Du hältst wieder hinter'm Zaun.

Herr Reubald lächelte.

Ich denke nicht daran, rief er, sich ernst stellend, Du meinst vielleicht, ich hätte es abermals darauf abgesehen, Dich, so wie neulich zu überraschen, Gott bewahre, so was ist mir heute gar nicht in den Sinn gekommen.

In diesem Augenblicke trat Agnes mit zwei Chatoullen in das Gemach.

Die junge Frau jubelte vor Freude auf und flog dem Gatten um den Hals.

Du bist ein böser, falscher Mann! rief sie.

Reubald wollte sich ausschütten vor Lachen, denn das Manöver war ihm vollkommen gelungen, doch ließ er die Gattin nicht weiter schelten, sondern versiegelte ihren Mund mit zahlreichen Küssen.

Agnes hatte indessen die Chatoullen geöffnet und Hut und Mantel herausgenommen.

Fanni eilte zu ihr, setzte lächelnd den Hut auf und nahm den Mantel um.

Vortrefflich, rief Florian, Beides paßt, als ob es eigends für Dich verfertigt worden wäre.

Die junge Frau nickte zufrieden mit dem Kopfe, ging

auf den Gatten zu, und sagte: Du kennst meinen Geschmack vortrefflich —

Hab ich Dir eine Freude gemacht?

O, gewiß.

Dann ist mein Zweck erreicht. Jetzt noch einen Kuß, dann geh ich mein Mittagsschläfchen machen. Lasse mich jedoch nicht länger als ein halbes Stündchen schlafen —

Wenn Du aber so gut schläfst, wie neulich —

Das macht nichts, dreißig Minuten, dann ohne Erbarmen aufgeweckt.

Er ging in sein Gemach. Die junge Frau schloß hinter ihm die Thüre leise zu.

Von diesem Momente an bewegte sie sich vorsichtig gehend auf den Fußspitzen. Minna mußte sich in ein drittes Zimmer begeben, die Dienerinnen erhielten die Weisung, jedes Geräusch zu vermeiden, die Thüren wurden leise geöffnet und geschlossen. „Der Herr schläft", war die Parole des Hauses.

Fanni hatte jetzt Muße die letzten Beweise der Gatten-Aufmerksamkeit näher zu betrachten, das Ergebniß der genauesten Untersuchung war ein vollkommen befriedigendes. Während dieses Geschäftes fiel ihr Blick öfters auf die Pendule, sie zählte die Minuten, damit ja keine mehr, als die festgesetzte Frist verstreiche. Nachdem die Kleidungsstücke in einem Chiffonier sorgfältig aufbewahrt und noch einige Anordnungen bezüglich des Abendes getroffen waren, zeigte der Weiser der Uhr eben die letzte der dreißig Minuten, und die Mutter rief das Kind heraus.

Darf ich Papa schon aufwecken? fragte die Kleine.

Fanni nickte ihr zu und öffnete leise die Thüre.

Minna eilte hinein zum Vater.

Bald darauf trat Herr Reubald heraus, munter und lächelnd, als ob er gar nicht geschlafen hätte.

Gut geruht?

Sehr gut.

Beliebt Dir vielleicht eine Spazierfahrt?

Nein, mein Kind, denn wir fahren Abends ins Theater.

Und bis dahin?

Werde ich im Caffeehause ein Spielchen machen. Ich kehre nicht mehr zurück. Hole mich um die Theaterzeit im Wagen ab. Wenn Minna sich brav aufführt, so darf sie mitfahren.

Das Kind klatschte freudig die Händchen zusammen. Fanni reichte dem Gatten den Abschiedskuß — und er schied freundlich wie immer.

Sie war mit dem Kinde allein.

Auch die Glücklichen haben ihre Wünsche, ihre Sorgen; diese sind freilich ganz anderer Art wie jene der Dürftigen und Unglücklichen, aber sie beschäftigen doch die Gedanken, sie regen auch oft das Gemüth auf und erhalten die Seele wach und thätig.

Fanni — mit einer Frauenarbeit beschäftiget — dachte darüber nach, auf welche Weise sie dem Gatten seine liebevolle Aufmerksamkeit erwiedern solle? Sie wünschte ihn zu überraschen, sie wollte auch ihm eine unverhoffte Freude machen, aber womit? Die Beantwortung dieser Frage war die Aufgabe, welche sie sich gestellt hatte und die ihr kleines

Köpfchen durchkreiste; eine geringe Sorge, aber doch eine Sorge; ein Wunsch, der seiner Befriedigung entgegen harrte.

In dieser Situation wurde sie durch Agnes gestört.

Das Dienstmädchen meldete, es sei ein Herr draußen.

Was will er?

Sie sprechen, Madame.

Mich? haben Sie ihm gesagt, daß der Herr nicht zu Hause sei?

Ich sagte es ihm, allein er antwortete, er wünsche mit Ihnen zu sprechen.

Wer ist er?

Ich kenne ihn nicht, er ist ein junger Mann und mir völlig fremd.

Fanni dachte eine Weile nach, dann sagte sie: Lassen Sie ihn eintreten, da ich jedoch in Abwesenheit des Herren keine fremden Besuche empfange, so machen Sie sich während seiner Anwesenheit in dem Nebengemache, dessen Thüre offen bleiben muß, etwas zu thun. Haben Sie mich verstanden?

Sehr wohl, Madame.

Jetzt lassen Sie den Herrn eintreten.

Bei der Ertheilung dieses Befehles hatte die junge Frau keinen anderen Gedanken, als daß der Fremde irgend ein junger Herr sei, der ihr entweder aus Irrthum oder aus Zudringlichkeit seinen Besuch aufnöthige. Sie blieb daher gleichgültig bei der Arbeit und erhob sich erst, als der Eingetretene die Thüre hinter sich geschlossen hatte und sich ihr näherte. In diesem Momente richtete sie das Auge empor, um den Fremden anzusehen — wurde leichenbleich, griff me-

chanisch rückwärts nach dem verlassenen Sitz und sank auf demselben nieder.

Der junge Mann war Konrad, von seinen Standesgenossen auch der Rothe genannt.

In der einen Hand den neuen Cylinder, mit den Fingern der anderen sich das kleine Schnurbärtchen glättend, näherte er sich lächelnd der jungen Frau, nickte ihr vertraulich zu und sagte freundlich: Grüß Dich Gott, liebe Fanni.

Die Dame fuhr bei dieser Anrede zusammen, wie wenn sie unversehens von einer Eisflut übergossen worden wäre.

Konrad weidete sich an der Bestürzung, welche sein Erscheinen hervorbrachte und sagte danz ganz in der früher angedeuteten Weise: Nun, meine Liebe, ich habe schon lange nicht das Vergnügen gehabt, Dich zu sehen, wie ist es Dir während dieser Zeit immer ergangen, wie befindest Du Dich jetzt?

Die junge Frau zitterte wie Espenlaub.

Was wünschen Sie, mein Herr? stammelte sie bestürzt.

Der Rothe ließ seine Miene plötzlich ernst werden, sein funkelndes Auge schien sich zu vergrößern.

Was ist das? fragte er verwundert, kennst Du mich nicht mehr, oder willst Du mich nicht mehr kennen!

Mein Herr, erwiederte die zitternde Frau leise, indem sie ängstlich nach dem inneren Gemache blickte, wo ihrem Gebote zu Folge sich das Dienstmädchen aufhielt, verlassen Sie mich, ich bitte Sie darum!

Warum soll ich Dich verlassen? fragte Konrad, sich

erstaunt stellend, ich kam, Dich zu besuchen, und sollte so rasch schon von hinnen gehen? So alte und so gute Bekannte verläßt man nicht so schnell.

Die ängstliche Verlegenheit der jungen Frau nahm von Augenblick zu Augenblick zu. Sie wagte es nicht, den jungen Mann mit dem bleichen Gesichte anzusehen, ihr Auge war auf den Boden geheftet.

Ich empfange keine Besuche, lispelte sie, Sie werden es wohl wissen, daß ich vermählt bin —

Der Rothe unterbrach sie: Freilich weiß ich es, und wie ich zu meiner großen Freude erfahren habe, bist Du sehr glücklich verheirathet.

Wenn Sie dies wissen, mein Herr, dann bitte ich Sie, Ihren Ton zu ändern. Es ziemt sich für die Gattin eines Ehrenmannes nicht, einem Fremden eine so vertrauliche Anrede zu gestatten.

Konrad lächelte boshaft.

Ah so, antwortete er, sich gleichsam besinnend, Du nimmst Anstoß an dem ehemaligen Du, ich bitte um Vergebung; ich wußte nicht, daß Du im Glücke eine Andere geworden, daß es Dich verletze, nicht von einem Fremden, sondern von einem ehemaligen Freunde mit „Du" angeredet zu werden.

Da die Dame ihre verlegenen Blicke öfters nach dem Nebengemache sendete, so fuhr Konrad fort: Oder ist vielleicht das Mädchen da drinnen die Ursache Deiner Scheu und Zurückhaltung; dann bitte ich Dich, es hinauszusenden, denn ich muß mit Dir sprechen. Du kennst mich wohl hinlänglich,

Fanni, und weißt, was es bedeuten will, wenn ich sage: „Ich muß!"

Der Ton des Rothen war ein drohender geworden.

Frau Reubald antwortete zitternd: Ich kann das Mädchen nicht fortsenden; sprechen Sie, was wollen Sie von mir?

Der Blick des jungen Mannes leuchtete triumphirend. Fanni sprach die letzten Worte leiser, vertraulicher. Es war dies das erste Zeichen ihrer Nachgiebigkeit, das erste offenbarte Merkmal der Furcht, die in ihrem Innern Platz griff.

Mir liegt an der Gegenwart einer Zeugin nichts, sagte er gleichgültig, ich war nur der Meinung, daß Du sie zu scheuen hättest.

Die junge Frau schwankte, und rang in ihrer peinvollen Lage nach einem Entschlusse.

Konrad, ihre Unschlüssigkeit bemerkend, lispelte ihr zu: Ich rathe Dir, das Mädchen zu entfernen, sonst werde ich so laut sprechen, daß sie mich ganz gewiß wird hören müssen.

Fanni zuckte zusammen. Ihr verstörter Blick durchlief das Gemach, die Arme schien einen Ausweg zu suchen. Vergebens! Sie erhob sich und schwankte unsicheren Schrittes in das Nebenzimmer.

Ein satanischer Blick des Rothen folgte ihr.

Sie beugt sich meinem Willen, murmelte er mit Selbstbefriedigung, ich werde ihre Schwäche zu benützen wissen.

Als Fanni zurückkehrte, ließ sie sich erschöpft auf ihrem

früheren Platze nieder und murmelte: Sprechen Sie — was wollen Sie, und dann entfernen Sie sich!

Madame, begann jetzt Konrad, ich sehe, daß es Ihnen widerstrebt, den freundschaftlichen Ton, der einst zwischen uns geherrscht, wieder aufzunehmen, ich will nicht, daß ich mit dieser Nachgiebigkeit das Recht auf Ihre mir werthe Bekanntschaft aufgebe, wähnen Sie nicht, daß ich nur auf ein Atom dessen verzichte, was ich von Ihnen zu erwarten vollkommen berechtigt bin; ich folge Ihrem Willen nur, um Sie zu überzeugen, daß auch ich nachgiebig sein kann, das heißt, wenn es mir beliebt. Es sind einige Wochen, seitdem ich wieder in der Welt lebe. Ich war durch sechs Jahre im Kerker, verstehen Sie mich, Madame? Ich habe sechs lange Jahre im schweren Kerker zugebracht! Wissen sie auch warum?

Um Gotteswillen, murmelte die junge Frau, lassen Sie — martern Sie mich nicht — was wollen Sie?

Gut, ich will Ihnen zu Liebe abbrechen, wir wollen von der Vergangenheit nicht länger sprechen, ich mag Ihr Ohr nicht länger beleidigen. Kurz, nachdem ich aus dem Gefängnisse entlassen wurde, zwang mich ein Gewitter, unter dem äußeren Burgthore Schutz zu suchen. Sie waren auch da, ich bemerkte Sie jedoch erst, als sie in den Wagen stiegen, der sie abzuholen kam, ich folgte Ihnen, zog Erkundigungen ein, und vernahm zu meinem größten Erstaunen, daß Sie während der Dauer meiner Gefangenschaft ein enormes Glück gemacht, indem Sie — die Tochter des armen Chirurgen Wendelin Helfmann — einen reichen Hausherrn zum Gatten bekamen. Ihr Vater, mein ehemaliger Principal, ist

indessen gestorben, es ist daher natürlich, daß ich meine Aufwartung bei Ihnen mache. —

Was wollen Sie von mir? fragte die junge Frau mit beklommener Brust.

Welche kindische Frage, entgegnete der Rothe, was kann ich sonst wollen, als Ihre werthe Bekanntschaft erneuern, die mich so unendlich glücklich gemacht hat. —

Er legte in diese Worte einen diabolischen Hohn.

Nimmermehr! rief Frau Neubald entsetzt, indem sie mit ihrer Hand eine abwehrende Geberde machte.

Konrad lächelte.

Sie mißverstehen mich, Madame, sagte er, wenn ich von Bekanntschaft spreche, so will ich nicht etwa ein gewisses zartes Verhältniß gemeint haben —

Kein Wort weiter, mein Herr, rief die junge Frau sich erhebend.

Gut, versetzte er gleichgiltig, wir wollen auch davon nicht mehr reden. Sie sehen, Madame, ich kann sehr nachgiebig sein, das heißt, wenn es mir beliebt. Ich sagte vorhin, ich wolle Ihre werthe Bekanntschaft erneuern, dieser Ausdruck hat Ihnen nicht beliebt, ich will einen anderen wählen, der Ihnen vielleicht angenehmer sein wird. Ich will mir Ihre frühere Bekanntschaft zu Nutzen machen! Wie gefällt Ihnen diese Version? Ganz gewiß besser. Hören Sie mich also, Madame, meine Lage ist keine beneidenswerthe. Wenn mann sechs Jahre im Kerker verlebt hat, bekommt man nicht so leicht eine Beschäftigung; wenn Ihr Vater noch lebte, wär's etwas anderes, er hätte mich gewiß wieder aufgenommen, denn ich habe ihn verschont. — Ich

komme also zu Ihnen, auch Sie sind mir zu Dank verpflichtet. Ich fordere nur Dank, von etwas Anderem ist keine Rede; Stehen Sie mir daher bei, ich brauche — Geld.

Als Madame Reubald das Wort: „Geld" vernahm, athmete sie leichter auf.

Er ist in der Noth, dachte sie, diese hieß ihn mich aufzusuchen, ich muß ihm helfen.

Sie wurde etwas ruhiger. Ihre angeborne Herzensgüte entschuldigte den jungen Mann, dessen Bedrängniß ihn, wie sie meinte, zwang, eine so zudringliche Rolle zu spielen.

Herr Konrad, begann sie gefaßter, ich habe noch keinem Menschen meine Hülfe versagt, ich werde auch bei Ihnen keine Ausnahme machen. Was ich vermag, will ich für Sie thun, um Eins jedoch muß ich Sie bitten, vergessen Sie nicht daß ich die Gattin eines Mannes bin, dem ich mein Glück verdanke, dem ich daher auf das Heiligste verpflichtet bin.

Der Rothe blickte sie finster an und erwiederte: Ich werde nicht vergessen, Madame, daß Sie dem Herrn Florian Reubald das Glück verdanken, welches Sie jetzt genießen; ich werde mich aber auch erinnern, daß Herr Florian Reubald Sie nie zur Gattin genommen hätte, wenn ich nicht schweigsam gewesen wäre. Die Grundlage zu Ihrem jetzigen Glücke war also meine Discretion, das bitte ich Sie nicht zu vergessen. Uebrigens weis ich nicht, was Sie mit Ihrer Erinnerung bezwecken wollen? Wenn Sie vielleicht wähnen, daß eine Person, welche ein Mal mit Leuten meines Gleichen in einer Verbindung gestanden, sich derselben

ohne weiters entziehen könne, dann irren Sie. Man muß alte Bekanntschaften zu schätzen und zu benützen wissen. Jetzt zu unserem Geschäfte.

Die junge Frau fühlte das Bischen Muth, das sie errungen hatte, wieder schwinden. Sie blickte scheu auf den entsetzlichen Menschen, welcher ihr in diesem Momente wie ein Dämon erschien, der ein armes Erdenwesen mit sich in den Abgrund zu zerren gewillt ist. Um ihn daher so bald als möglich aus ihrer Wohnung zu entfernen, sagte sie: Sie haben mich um eine Unterstützung angegangen.

Ja, Madame, lautete die Antwort, ich benöthige vierhundert Gulden.

Frau Reubald wurde ein wenig betroffen. Die Summe, wagte sie einzuwenden, ist groß.

Für die Gattin eines reichen Hausherrn?

Sie vergessen, daß ich auf die Capitalien meines Mannes kein Anrecht habe. Doch Sie sollen die Summe haben — der Himmel ist mein Zeuge, daß ich Ihnen Alles gebe, was ich in diesem Augenblicke mein nenne.

Sie eilte zu einer Commode und kehrte mit einem Päckchen Papiergeldes zurück.

Da, da, sagte sie, nehmen Sie, möge Gott Sie glücklich machen.

Der Rothe schob das Geld in die Rocktasche.

Ich danke Ihnen, Madame, erwiederte er trocken, leben Sie recht wohl, ich wünsche Ihnen Alles Gute. Für Ihre Vorsicht und Verschwiegenheit bürgt mir die Vergangenheit. Ich verlasse Sie. Auf Wiedersehen!

Er verbeugte sich und ging gemessenen Schrittes aus dem Gemache.

Die junge Frau sank schwer aufathmend auf den Divan.

Bestürzung malte sich in allen ihren Zügen; die furchtbare Drohung, welche in den Worten; „Auf Wiedersehen!" lag, machte sie vor jedem kommenden Augenblicke zittern.

Fanni verbarg ihr Antlitz in den Kissen des Divans, die Vergangenheit begann als ein schrecklich Gespenst die Gegenwart zu durchziehen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel, so schlug das Erscheinen des Rothen, in das Glück dieser Familie. Sein verbrecherischer Fuß drohte das schöne Feld zu zertreten, die Frucht, die so herrlich emporgeblüht und gezeitiget war.

Arme Frau!

„Wähnen Sie nicht, hatte der Entsetzliche zu ihr gesagt, daß eine Person, welche ein Mal mit Leuten meines Gleichen in Verbindung gestanden, sich derselben ohne weiters entziehen könne!"

In diesen Worten, das fühlte sie, lag eine schreckliche Wahrheit.

Acht Jahre waren in dem Zeitenstrome verrauscht, die Vergangenheit lag hinter ihr, eine lange Reihe glücklicher Tage bildete die neue Zeit ihres Lebens, sie dachte der trüben Jugend nicht mehr, da plötzlich bricht es wie eine strafende Mahnung herein, ein furchtbarer Arm rüttelt sie aus ihrem häuslichen Glücke empor, die Stimme eines Dä-

mons ruft ihr wie mit Posaunenschall — zu: Wie, Du wagst es glücklich sein zu wollen, Du — die mit mir verbrüdert war — Du, der das Verbrechen keine fremde Frucht mehr ist — Du, die bereits von dem Höllenmahl gekostet hast — Du, wagst es glücklich zu sein? Nimmermehr, ich lebe noch, ich erscheine Dir, um Dich an die Vergangenheit zu mahnen.

Arme Frau!

Es war fast schon Abend geworden und Fanni lag noch immer auf dem Divan, umwogt von einem Gedankenmeer, umrauscht von den Ahnungen einer stürmevollen Zukunft.

Drittes Capitel.

Der Bestohlene.

Die Hoffnungen des Herrn Felix Steller auf dem Hohen Markte waren mit einem Schlage vernichtet; er wurde verhindert — wenn wir uns seiner eigenen Worte bedienen — „diese zweite Partie an den Mann zu bringen."

Als er am Sonntage nach Tisch mit seiner Familie die Spazierfahrt nach Döbling unternahm, ahnte er nicht, welche unangenehme Ueberraschung ihm bei seiner Nachhausekunft bevorstehe.

Die Rückkehr erfolgte spät am Abend.

Die Dienerin, welche vorausging, um die erste Thüre zu erschließen, fand dieselbe offen.

Was ist das? sagte sie und zwar so laut, daß das Fräulein, welches nach ihr kam, es hören konnte.

Was giebt es? fragte Ida.

Margarethe lispelte ihr einige Worte ins Ohr.

Die Jungfrau erschrak.

Man eilte in die Wohnung und machte Licht.

Ida eilte durch alle Gemächer und wurde etwas ruhiger, als sie sah, daß kein Schrank erbrochen, daß namentlich der Silberkasten ganz unberührt dastand.

Dem Kaufherrn und seiner Gattin blieb die Verlegenheit der Tochter nicht unbemerkt, sie forschten nach der Ursache derselben, und Ida gestand, daß Margarethe die erste Thür unverschlossen gefunden habe.

Die Zimmer wurden nun noch einmal sorgfältig durchsucht, allein man vermißte nichts und entdeckte auch nichts, was einen Diebstahl verrathen hätte.

Herr Steller war in der ersten Hast zum Cassezimmer geeilt, fand es jedoch zu seiner Beruhigung verschlossen.

Frau Josephine, die ebenfalls herbeikam, sagte: Dem Himmel sei es gedankt, ich bemerke keine Veränderung, es ist nichts abhanden gekommen.

Herr Steller erwiederte: Margarethe wird vielleicht bei unserer Entfernung jene Thüre nicht gut verschlossen haben?

Thue der Alten kein Unrecht, entgegnete seine Gattin, ich selbst verschloß die Thüre, überzeugte mich dessen genau, trug die Schlüssel bei mir und übergab ihn erst vor einigen Minuten, beim Aussteigen aus dem Wagen, der Dienerin.

Du meinst also?

Daß ein Fremder in dieser Wohnung war, oder daß man es versucht hat, in dieselbe zu dringen und durch ein Geräusch von draußen gestört worden ist.

Das Letztere ist wahrscheinlich.

Du hast im Cassezimmer schon nachgesehen?

Es ist gut verschlossen.

Du solltest Dich doch überzeugen.

Herr Steller, ohne die geringste Unruhe zu empfinden, brachte seinen Schlüssel hervor und sagte: Da hinein ist gewiß Niemand gekommen, der unversehrte Silberkasten ist Bürge dafür.

Er öffnete die Thüre, Frau Josephine, eine Kerze in der Hand, trat mit ihm zugleich ein.

Jesus Maria! schrie die Dame auf und stürzte mit der Kerze zur offenen Casse.

Herr Steller war todtenbleich geworden und stammelte: Ruhig, Josephine, ich flehe Dich um Gotteswillen an; sei ruhig und mach' keinen Lärm.

Er eilte zur Thüre und verriegelte sie von innen.

Aus der Unordnung, welche unter den in der Casse zurückgelassenen Papieren herrschte, erkannte man, daß hier fremde Hände herumgewühlt hatten. Die Gattin des Kaufherrn nahm dies ebenfalls wahr und rief klagend: „Wir sind beraubt, bestohlen!"

Herr Steller eilte auf sie zu, zog sie von der Casse hinweg und raunte ihr mit athemloser Stimme zu: Josephine, ich beschwöre Dich noch einmal, mache kein Aufsehen!

Die Dame nahm erschöpft in einem Armstuhle Platz, während der Kaufherr hastig die Casse verschloß.

Die Kerze stand auf dem Schreibpulte.

Das schielende Auge der Gattin war auf ihren Mann gerichtet; trotz der Bestürzung, in der sie sich befand, fiel ihr sein ungewöhnliches Benehmen doch auf. —

Felix, begann sie leise mit zitternder Stimme, ich begreife Dich nicht. Statt augenblicklich nachzusehen, wie viel Dir entwendet wurde, sperrst Du die Casse. —

Es ist mir nichts gestohlen worden, antwortete er unwirsch, nichts, gar nichts!

Du täuschest mich nicht, ich sah die Unordnung unter den Papieren. —

Die Papiere sind da und baares Geld war nicht vorhanden.

Das ist nicht wahr. Du hast gestern Abends das Wochengeschäft eingetragen und da befand sich eine große Summe in der Casse, ich selbst habe es mit eigenen Augen gesehen; seit gestern hast Du keine Zahlungen geleistet, wohin wäre also das Geld gekommen?

Der Kaufherr befand sich in Verlegenheit.

Josephine, bat er, martere mich nicht, ich sage Dir, es ist mir nichts oder eigentlich nur wenig entfremdet worden. —

Felix, Du willst mich täuschen. —

Herr Steller faßte die Hand seiner Gattin und sagte zu ihr im feierlichen Tone: Josephine, sage mir, ist Dir die Ehre unserer Familie lieb?

Mein Gott, welche Frage?

Willst Du die Firma meines Hauses erhalten wissen?

Du zweifelst doch nicht daran?

Dann begieb Dich zur Ruhe und schweige. Keine Seele,

selbst Ida nicht, darf erfahren, was hier vorgefallen. Morgen wollen wir die Angelegenheit weiter besprechen.

Er faßte ihre Hand, nahm die Kerze und verließ mit ihr das Cassezimmer, welches er hinter sich verschloß.

Welch eine unruhige Nacht für beide Gatten!

Josephine, fest überzeugt, daß eine bedeutende Summe entwendet worden sei, sah die Bestürzung ihres Mannes und sollte doch seinem Gebote zu Folge über den Vorfall das tiefste Stillschweigen beobachten! Dieser Widerspruch war ihr unerklärbar. Warum verhehlte der Gatte die Größe des Verlustes? Warum ließ er eine Nacht verstreichen, bevor er mit ihr offen über das Unglück sprach, bevor er irgend eine Anordnung traf, um den Thätern auf die Spur zu kommen?

Der Kaufherr seinerseits war größeren Qualen preisgegeben. Während seine Gattin nur mit der bangen Sorge ob des erlittenen Verlustes zu kämpfen hatte, wühlte in seinem Innern nicht nur der Schmerz zusammengestürzter Hoffnungen, sondern auch die Todesangst vor der Entdeckung eines schweren Verbrechens. Letztere überragte den Ersteren bei Weitem. Was wird mit den gestohlenen Banknoten geschehen? Der Dieb wird sie zweifelsohne ausgeben, man wird vielleicht bei einer oder der anderen entdecken, daß sie falsch sei und der Ausgebende wird eingezogen. Wird der Thäter nicht, um das eine Verbrechen von sich abzulehnen, sich zu dem anderen bekennen und den Ort angeben, wo er die falschen Noten gestohlen hat? Herr Steller fühlte bei diesen Gedanken Fieberfrost in seinen Adern; er warf sich

schlaflos auf dem Lager umher und zerquälte sich mit tausend Möglichkeiten, aus denen er bald Hoffnungen schöpfte, bald aber die schreckliche Gewißheit einer nahen Entdeckung.

Die fürchterliche Nacht ging endlich auch zur Neige; Herr Steller verließ zeitlicher als sonst das Lager und schloß sich in seinem Schreibzimmer ein. Von hier begab er sich zur Casse und untersuchte diese genau.

Die ganze Summe ist gestohlen, murmelte er, nur ein Päckchen mit 500 Gulden ist zurückgeblieben, jetzt darf auch dieser Rest nicht mehr existiren, er muß vernichtet werden.

Er steckte die falschen Scheine in den Ofen, zündete sie an und wartete bis sie vollkommen zu Asche verbrannt waren; dann schloß er die Casse und begab sich wieder zum Schreibtisch.

Der Diebstahl muß verheimlicht bleiben, sagte er bei sich selbst, selbst wenn der Thäter mich verräth, läugne ich den Besitz der falschen Noten. Die Summe erscheint in keinem meiner Bücher, von der Erzeugung derselben weiß kein Mensch, wie wär' ich also in ihren Besitz gekommen? Im schlimmsten Falle giebt es eine Untersuchung ohne Resultat.

Er öffnete die Thüre und ging hinaus, um seine Gattin zu sprechen.

Diese, bleich von der schlaflosen Nacht, folgte seinem Winke.

Josephine, begann er, als sie allein waren, ich hoffe, Du wirst jetzt gefaßt genug sein, um ein ernstes Wort anzuhören.

Rede Felix, sagte sie mit matter Stimme, löse meine Zweifel, banne meine Furcht.

Zur Furcht ist kein Grund vorhanden —

Oh, doch, unterbrach sie ihn, ich kann Deiner Versicherung keinen Glauben schenken; es sind noch nicht vier und zwanzig Stunden verflossen, seit ich Dir klagte, daß Du seit einiger Zeit verschlossen geworden, und mir gegenüber nicht mehr so offen und aufrichtig wie ehedem bist. Du suchtest zwar meine Besorgnisse zu zerstreuen, allein das Unglück, welches uns betroffen, beweist mir neuerdings, wie gerecht mein Verdacht war.

Josephine, ich bitte Dich, hör' auf mit Deinem Mißtrauen und mit Deinen Klagen. Höre mich an. Es sind nur zwei Fälle möglich, entweder die Casse wurde bestohlen oder nicht. Im letzteren Falle entfällt jeder Grund zu ferneren Lamentationen, im Ersteren haben wir Beide die wichtigsten Gründe, das Unglück zu verheimlichen.

Verheimlichen, rief die Gattin erschreckt, Du willst also den Diebstahl bei der Behörde nicht anzeigen.

Nein! antwortete der Kaufherr mit Bestimmtheit.

Und warum nicht?

Weil ich meine Firma nicht ruiniren will, weil ich mich nicht an den Rand eines Falliments bringen mag.

Felix, stammelte die Frau und ihr schielendes Auge ruhte stechend auf dem todtbleichen Antlitze ihres Mannes, Du sprichst von Bankerott?

Weil Du mich dazu zwingst. Die letzten Jahre haben mich ruinirt, ich stand schon auf dem Puncte des Ausbruches, wurde jedoch durch einige glückliche Combinationen für den Moment salvirt. Mein Credit hob sich in etwas — das Gleichgewicht ist zwar noch nicht hergestellt, ich baue jedoch auf die Zukunft. In diesem Augenblicke schwankt die Wage, jeder Luftzug würde zu einem Nachtheile den Ausschlag geben. Nun denke Dir bei einer so heiklichen Sachlage in der Handelswelt die Nachricht verbreitet, unsere Casse sei bestohlen worden, der Eindruck würde meinen Credit vollends schwächen, und ich wäre verloren. Mag der Verlust, den ich erlitten, groß oder klein sein, die Pflicht der Selbsterhaltung erheischt es, ihn vor der Welt zu verhehlen und keine Spur davon in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen.

Die Frau vergoß bei diesem Geständnisse ihres Gatten zahlreiche Thränen. Sie konnte ihm nicht Unrecht geben, bei einem solchen Stande der Dinge leuchteten ihr seine Gründe ein. Wie groß ist die gestohlene Summe? fragte sie nach einer Weile.

Der Kaufherr sah sie scharf an, und antwortete: Ich sagte Dir schon, Josephine, daß uns nichts gestohlen wurde, hast Du mich verstanden? Gar nichts! Du weißt nichts, und brauchst auch nichts zu wissen. Mag kommen und fragen wer da will, Du warst nicht im Cassezimmer, kurz, Du hast nichts erfahren. Jetzt trockne Deine Thränen, fasse Dich und richte Dein Benehmen so ein, daß man an Dir keine Veränderung bemerkt.

Die unglückliche Frau suchte dem Befehle ihres Gatten

nachzukommen. Diesmal glaubte sie seinen Worten, seine Angaben — zum Theile nicht unwahr — erregten keinen Zweifel in ihrem Innern.

Herr Steller, den wahren Grund seines Benehmens tief im Herzen verbergend, sah jedem kommenden Tage mit Angst und Bangen entgegen.

Viertes Capitel.

Der Döblinger in Floribus.

Hundert Gulden!

Zauberwort! Manna! Himmelsglück!

Hundert Gulden!

Süße Frucht am Baume des Reichthums, wohl dem, für den du gezeitiget; duftige Taube aus der Arche des Glückes, beneidenswerth der, dem du gebraten in den Mund fliegst.

Hundert Gulden!

Schöne, runde Summe, herrliches Capital für einen armen Teufel, der nichts besitzt und dem es plötzlich, so mir nichts, dir nichts, entgegen flattert.

So war's bei dem Döblinger.

Der Rothe hatte sein Wort gehalten. „Morgen Abends — sagte er bei der Theilung in seiner Fünfhauser Wohnung — sollt ihr jeder hundert Gulden erhalten," und

der Abend war noch gar nicht herangebrochen und der Döblinger hatte schon die hundert Gulden in der Tasche.

Hundert Gulden!

Zauberwort, Manna, Himmelsglück!

Einige Minuten nach Empfang der Summe spazierte Michel, genannt der Döblinger, gravitätisch in seiner Dachkammer auf und nieder, drehte sich den buschigen Schnurbart und sah aus, so stolz wie ein Bankactionär nach der Vertheilung der Dividende.

Der Rothe ist ein Mordkerl, brummte er und schnitt mit seinem aufgedunsenen Gesichte eine Fratze, die so freundlich als möglich ausfiel.

Hundert Gulden!

Der Gedanke summte wie ein Wespennest in seinem Kopfe. Er nahm die Banknoten heraus, zählte sie zum widerholtesten Male und brummte dann wohlgefällig: Richtig, es sind hundert Gulden!

Wenn ein Mensch, wie der Döblinger, hundert Gulden in der Tasche hat, dann fordert Alles von ihm und er wird sich dazu bequemen, nur Eines dürft ihr nicht begehren, und dieses Eine ist — daß er zu Hause bleibe!

Hundert Gulden im Besitze und zu Hause bleiben, da könnt ihr eher Nord und Süd, Feuer und Eis, Himmel und Hölle vereinbaren.

Der Ueberglückliche machte sich auch bald auf die Beine, heute war ihm seine Dachkammer zu kühl, die Fuhrmannsgasse zu eng, der Spittelberg zu traurig.

Beide Hände in die Rocktasche gesteckt, mit der einen im Sacke die hundert Gulden pressend, damit ja kein Zauber

sie entführe, den Hut chevaleresk in's Genick gedrückt, so schritt er gravitätisch dahin und pfiff aber nur piano die bekannte Melodie: „Ja, das Gold ist nur Chimäre!“

In der Stiftgasse begegnete ihm der Hirsch.

Ich wollte gerade zu Dir! sagte Simon.

Hast Du vom Rothen das Versprochene erhalten?

Er hielt sein Wort.

Ich hab' es von diesem Ehrenmann nicht anders erwartet, sagte der Döblinger und sah seinen Genossen verächtlich an, was fürchtest Du bei mir?

Ich wollte Dich fragen, ob auch Du die hundert Gulden erhalten hast?

Ja! versetzte Juliens Geliebter trocken.

Das freut mich.

Mich auch! Jetzt sei so gut und halte mich nicht länger auf, ich habe Geschäfte.

Ich werde Dich augenblicklich verlassen, früher mußt Du jedoch so gefällig sein und mir die fünfzehn Gulden zahlen, die Du mir schuldest.

Der Schnurbärtige schnitt ein grimmiges Gesicht und murmelte: Schmuzian, ich werde Dir mit den lumpigen paar Gulden nicht durchgehen. Ich kann von den hundert Gulden nichts entbehren.

Ich benöthige aber mein Geld.

Hirsch, Du bist ein schlechter Kerl. Ich werde Dir zahlen sobald ich meine 4875 Gulden von dem Rothen bekommen, bis dahin wirst Du warten.

Ich werde nicht warten.

Hirsch, trau mir nicht, ich bin zwar ein guter Mensch,

aber wenn ich wild werde, dann kannst Du Dein Testament machen. Jetzt geh zum Teufel oder ich vergreif mich auf der öffentlichen Straße an Dir.

Simon traute dem Schnurbärtigen nicht, er fürchtete den Löwen, dessen Beute er decimiren wollte.

Der Döblinger setzte seinen Weg allein fort.

Statt wie früher zu pfeifen brummte er jetzt: Schlechte Kanaille — miserabler Kerl — Lump — neidische Creatur — geiziger Schuft — nur den möcht ich so zwischen ein und zwei Uhr Nachts auf der Schmelz haben, ich würde ihm sein fischthraniges Lampenlicht ausblasen, daß ihm nicht einmal Zeit bliebe ein „Ach" oder „Oh" zu schnaufen. Nur Geduld, die Zeit wird schon kommen, ich mag mich jetzt nicht ärgern und will mir den heutigen Abend nicht verderben.

In seinem Grimme über Simon hatte der Glückliche ganz an die hundert Gulden vergessen, deren Besitzer er war. Er bewegte die Finger in seiner Tasche, fühlte seinen Schatz noch und lächelte selig.

Er ging herauf über die Mariahilfer Straße; bei der dortigen Pfarrkirche wendete er sich links in die Kirchengasse und dann rechts in die Gumpendorfer Hauptstraße. In der Nähe des sogenannten „Münzwardein" angekommen, bog er in die Dorotheagasse links ein, ging den abschüßigen Weg hinab und trat in ein unansehnliches Haus.

Hier wohnte — der freundliche Leser wird es wol leicht errathen — Mamsell Julie, die Geliebte des Herrn Michel, auch Döblinger genannt.

Julie war zur Zeit ihrer Blüthe — vor ungefähr fünfzehn Jahren — eine der berühmtesten Wollschlägerinnen.

Um diese Beschäftigung zu kennen, muß man unumgänglich mit der vaterländischen Industrie, besonders mit dem Wollgeschäfte etwas näher vertraut sein.

In den Wollmagazinen wurden nämlich in früheren Jahren — ob es jetzt noch der Fall ist, wissen wir nicht — eine große Anzahl von Arbeiterinnen unterhalten, welche kein anderes Geschäft hatten, als die Wolle mit Stäbchen zu klopfen, damit der Staub sich entferne und die Wolle flaumiger werde. Die Erfahrensten, manchmal auch die Schönsten dieser Arbeiterinnen wurden zu Sortirerinnen avancirt, deren Obliegenheit darin bestand, die bereits behandelte Wolle nach verschiedenen festgesetzten Qualitäten zu sortiren, wofür die Mädchen einen bedeutend besseren Lohn erhielten, obwohl ihre Arbeit leichter als jene der gewöhnlichen Wollschlägerinnen war.

Mamsell Julie, die jetzige Geliebte des Döblinger, war in der Blüthe ihrer Jahre eine solche Woll-Sortirerin und zwar eine der Renommirtesten, was nicht wenig sagen will, da die Wiener Wollschlägerinnen im Allgemeinen berühmt und bekannt waren. Den besten Beweis für diese Angabe liefert die Thatsache, daß mehrere Speculanten den Versuch machten, ihre Woll-Magazine in den Provinzen, namentlich in Ungarn mit Wiener Wollschlägerinnen zu besetzen. Bei einer solchen Gelegenheit kam auch unsere Julie als Sortirerin nach Groß-Kanisa, wohin beiläufig hundert Stück Wollschlägerinnen requirirt wurden. Julie kehrte jedoch

bald nach Wien zurück, und zwar, wenn man den mündlichen Traditionen ihrer Leidensgefährtinnen glauben darf, aus Gesundheitsrücksichten, da gerade zu jener Zeit in Groß-Kanisa ein Dragoner = Regiment lag, dessen waghalsige Exercitien besonders für das schöne Geschlecht sehr gefährlich waren.

Was die übrigen Damen der Magazine anbelangt, so muß ihrer Vaterlansliebe zu Ehren, gestanden werden, daß auch sie es sammt und sonders außer Wien nicht lange aushielten. Trotz des erhöhten Honorars, trotz des billigeren Lebensunterhaltes in Ungarn, trotz Dragoner und Husaren sehnten sich doch Alle nach ihrer Vaterstadt, nach ihrem Simmering, Erdberg u. s. w. zurück und dieses merkwürdige Heimweh der Wiener Wollschlägerinnen mag auch Ursache sein, daß man später wenig mehr von derartigen Expeditionen nach Ungarn hörte. Den weiblichen „Wiener Früchteln“ scheint also das magyarische Klima schlecht bekommen zu haben.

Was Mamsell Julie anbelargt, so verschwand sie nach ihrer Zurückkunft aus Groß = Kanisa vom Schauplatz der Wollmagazine und man hörte und sah lange nichts von der schönen Sortirerin. Endlich nach einer langen Reihe von Jahren tauchte sie wieder als „Fransen = Macherin“ auf.

Fransen=Machen ist ebenfalls, so wie das Wollschlagen, eine freie Kunst, trägt jedoch viel weniger ein.

Mamsell Julie befand sich nichts desto weniger wohl dabei, sie wurde dick und fett; ihre einstigen Reize waren so groß, daß sie selbst jetzt noch, wo sie schon die Dreißig weit hinter sich hatte, wie der Döblinger sich ausdrückte, „ein

Mordmädl" war; sie war daher nie ohne einen Liebhaber und verstand die Kunst, von jedem der zeitweiligen Anbeter den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen.

Die zu Dragoners-Zeiten schlanke Woll-Sortirerin ist jetzt ein fettleibiges Frauenzimmer mit vollen rothen Wangen; das blonde Haar, die blauen Augen sind vom Zahn der Zeit unversehrt geblieben, nur die Stirne hat einige Faltenzüge, und die Perlen hinter den vollen Lippen haben mehrere sehr bedeutende Lücken erhalten. Um die Letzteren weniger zu zeigen, öffnet sie den Mund nur im äußersten Nothfalle und vermeidet jedes verrätherische Lächeln.

Wir erwähnten, daß der Döblinger in ein unansehnliches Haus in der Dorotheagasse in Gumpendorf eingetreten war. Hier begab er sich in den ersten Stock. Auf sein Klopfen an eine Thüre rief drinnen eine starke Frauenstimme: „Herein!"

Er trat in eine große Stube, die aber noch nicht erleuchtet war.

Dieselbe Stimme, welche „Herein" gerufen hatte, fragte jetzt: Bist Du es, Michel?

Ja, mein Schatz, ich bins. Warum lebst Du noch im Finstern?

Weil ich keine Kerze habe.

Hättest Eine holen sollen.

Ich habe auch kein Geld. Die Zimmerfrau ist eben fortgegangen, meine Fransen abzuliefern. —

Du warst wieder unvorsichtig, Julie; die alte Hexe hat Dir schon zwei Mal kein Geld gebracht, sondern Deinen

Lohn in der Giftboutike vertrunken, vielleicht macht sie es heute wieder so.

Das möcht ich ihr nicht rathen, denn heute würde sie mich in einer verdammt bösen Laune treffen.

Ich werde Dich ein wenig aufheitern, ich bringe Geld. —

Bei diesen Worten hörte man ein Geräusch. Julie war — was man aber der Finsterniß wegen nicht sehen konnte — aufgestanden und näherte sich dem Geliebten.

Michel, sagt sie, und man erkannte die Freude an ihrer Stimme, das ist wieder einmal ein kluger Gedanke von Dir. Komm her, laß Dir einen Kuß geben.

Man hörte einen Kuß, so derb, als nur irgend eine Fransenmacherin, die ehedem Wollschlägerin war, zu küssen vermag.

Nachdem das vorüber war, begann Julie: Lieber Michel! —

Was willst Du, mein Schatz?

Hast Du viel Geld?

So, so!

Darf man nicht wissen, wie viel Du hast?

Warum fragst Du?

Weil ich Dich an Dein Versprechen erinnern möchte —

Der Döblinger schlug eine Lache auf.

Aha, rief er, kommst mir schon wieder mit Deiner Furcht vor dem Findelhause.

Das Ganze kostet ja nur fünfzig Gulden — sei brav, mein lieber, lieber Michel.

Ich besitze aber nicht so viel. —

Laß mich sehen.

Es ist ja finster.

Warte, ich werde gleich Licht machen.

Sie stöberte in der Dunkelheit umher, nach einer Weile zündete sie den Rest einer Wachskerze an, den sie aus einem Nähzeuge hervorholte.

So, sagte sie, jetzt laß sehen, wie viel Du besitzest?

Der Schnurbärtige zog schmunzelnd die Banknoten aus der Tasche. — Julie begann zu zählen — ihr dickes Gesicht wurde immer freundlicher.

Hundert Gulden! rief sie freudig.

Der Döblinger nickte zufrieden mit dem Kopfe und sagte: Ganz recht, hundert Gulden. Was thun wir jetzt?

Ich meine, bevor wir einen weiteren Entschluß fassen, nehmen wir ein Abendmahl.

Dieser Meinung bin ich auch. Aber wohin gehen wir? —

Ins kleine Elysium.

Gut, mein Schatz, gehen wir ins kleine Elysium!

Fünftes Capitel.

Im kleinen Elysium.

Wie gesegnet ist doch das liebe Wien! — Es hat nicht nur ein großes Elysium in der Stadt, sondern auch ein kleines in der Vorstadt.

Während jedoch der Schiller unter allen Restaurateurs, der nie ruhende Daum, sein unterirdisches Paradies nur zur Winterzeit eröffnet, gleichsam um die unangenehme Einförmigkeit der Jahreszeit zum Theil wenigstens zu verscheuchen, ist das „kleine Elysium" jahraus, jahrein geöffnet, denn dasselbe ist nichts anderes als ein Gastlocal, welches jedoch kellerartig unterirdisch gebaut ist.

Das kleine Elysium befindet sich in einer — der Leser gestatte uns diesen Ausdruck — historischen Gasse.

Die Kollergern-Gasse in der Mariahilfer Vorstadt wird selbst vielen Wienern unbekannt sein, wenn wir aber vom Kaunitz'schen Palais und vom Kaunitz-Garten

in dieser Vorstadt sprechen, dann wird sich nicht nur jeder Wiener, sondern sogar Fremde werden sich orientiren können, denn es wird keinen „Wiener Wegweiser" geben, in dem nicht von dieser Villa die Rede wäre. Die erwähnte Kollergern-Gasse wird aber einerseits von einer Reihe Häusern — in deren Einem sich das genannte Local befindet — andererseits von der Mauer des Kaunitzgartens gebildet, wir hatten daher nicht Unrecht, diese Gasse eine historische zu nennen.

Der Name des Staatsmannes, der ein halbes Jahrhundert lang die Geschicke unseres Vaterlandes zu Ehre und Ruhm gelenkt hat, ist noch jetzt populär, die genannte Villa zeigt jetzt noch von dem Geschmacke ihres Erbauers, der mit geübtem Auge diese Höhe auserkor, um auf derselben sein Landschloß zu errichten. Das Palais und der Garten sind zwar längst schon in dem Besitz eines Andern, ebenfalls historischen Namens, übergegangen, das Volk hat es jedoch vorgezogen, den Namen „Kaunitz" beizubehalten.

Es ist gerade Montag; ein Tag, der so wie Karpfen auch blau gemacht werden kann.

Im kleinen Elysium ist Alles voll, denn der „Harfenist" spielt.

In den Abtheilungen — wir wollen sie nicht Zimmer nennen — herrscht jene laute Fröhlichkeit, wie sie in Wien an allen öffentlichen Orten angetroffen wird.

Beim Eintritte aus der freien Luft schlägt Einem ein warmer Qualm entgegen, man sieht nichts als eine Rauchwolke, durch welche wie Irrwische einzelne Kerzenflammen sehr matt leuchten. Wenn man sich an den Dunst und an

den Nebel gewöhnt hat, dann erst vermag man das anwesende Publikum zu unterscheiden. Wir finden den Arbeiterstand in allen seinen Nüancen vertreten; wir bitten, ja nicht an den blauen Montag zu vergessen. An Wochentagen mag man hier vielleicht ein anderes Publikum finden, es gibt viele derartige Localitäten, namentlich vor den Linien, wo an Wochentagen ein ganz anderes Publikum, wie an Sonn- und Montagen zu finden ist.

Der Harfenist hatte eben die erste seiner sogenannten „komischen Scenen" beendigt und das kleine Elysium erdröhnte von Applaus.

Bravo! bravo ein Mordkerl! rief ein schmächtiger, junger Mann, dessen braune Haare von Fett triefend, an die Schläfe glatt gekämmt waren, dabei applaudirte er eifrig und bohrte sein Kinn in ein lichtblaues Kropftuch, dessen korpulente Maschen rechts und links weit abstanden.

Ein junges blondes Mädchen, „pakschirlich" wie die Wiener sagen, zupfte ihn mehrere Male am Aermel und sagte zu ihm: Schorschl, ich bitt Dich, erhitz' Dich nicht!

Der Schorschl — der geneigte Leser wird wissen, daß dies das locale Diminutivum von Georg ist, — sah sich pikirt um und erwiederte: Ich weiß nicht, Lisi, was Du immer mit Deinem Erhitzen hast? Du bist manchmal eine recht sekante Person.

Sie ist halt um Deine Gesundheit besorgt, sagte ein brauner stämmiger Bursch, dessen Haarputz mit jenem des Schorschl ganz gleich war.

Das sieht aber der Abscheuliche nicht ein, klagte das

Mädchen, nicht wahr, Toni, wenn Sie ein Mädl hätten, Sie würden nicht so unfolgsam sein?

Meiner Treu, antwortete der Stämmige, ich wär ein ganz anderer Kerl wie der Schorschl, mich kann ein Mädl um den Finger wickeln, aber sauber müßte sie sein, so sauber z. B. wie Sie, Mamsell Lisi.

Die blonde Kleine machte eine kokette Bewegung und versetzte: Thut mir leid, ist für jetzt schon versagt. Zwei Monate früher hätt' ich mir's g'fallen lassen, da hab' ich dieses Früchtl — sie deutete auf Schorschl — noch nicht gekannt.

Lisis Geliebter lächelte hoffärtig und sagte: Ja, ich bin ein Früchtel, aber ein Wienerfrüchtel und das ist mein Stolz. Kellner — rief er dem sich eben vorüberwindenden Aufwärter zu — noch eine Halbe.

An dem Tische, wo diese drei jungen Leute saßen, ließ sich jetzt ein Mann und eine Frau nieder.

Beide, obwohl sie nicht Geschwister, sondern ein Ehepaar waren, besaßen doch eine ungewöhnliche Leibes-Aehnlichkeit, Eines so schwer wie das Andere, wogen sie zusammen mehr als fünfhundert Pfund; wer sie ansah, mußte glauben, sie seien gerade aus irgend einer Mastanstalt entlassen worden. Ihre Gesichter glänzten von Fett und ruhten auf dem mächtigen Unterkinn wie auf einem Postament von Granit, sie waren so geräumig, daß man sie drei Wochen lang hätte küssen können und noch immer ein ungeküßtes Plätzchen gefunden hätte. Die Angekommenen bedurften fünf Minuten bis sie ausgeschnauft hatten. Ein Kellner brachte ein Glas

Bier. Der Mann zog aus einer weitabstehenden Rocktasche ein großes Glas hervor und schüttete das Bier hinein.

Da hast Du's Thecla, sagte er zu seiner Gattin, indem er das Glas gegen die Kerze hielt, es fehlen nicht weniger als anderthalb Finger.

Hierauf trank er.

Da diese originelle Manipulation die Aufmerksamkeit der drei jungen Leute auf sich zog, so fand es Dame Thecla für zweckmäßig, einen Commentar dazu zu geben, und sagte: Mein Luferl hat eine eigene Kaprice, er tragt immer sein Privatglas mit sich.

Zur Erklärung müssen wir beifügen, daß der Dicke der bürgerliche Fleckſieder Lucas Steckenberger war, und daß seine ebenbürtige Gattin es für bequem fand, seinen Taufnahmen zu verkleinern und ihn Luferl zn nennen. Unter diesem Namen passirte er auch bei der ganzen Nachbarschaft, was ihn aber gewaltig ärgerte, da man in der Volkssprache unter „Luferl" auch die Helfersknechte des Henkers versteht.

Die jungen Leute schmunzelten theils über das Privat-Glas, theils über den Luferl.

Ah, sagte der Schorschl, so ein Privat-Glas ist sehr gut, man bleibt wenigstens schön in der Uebung.

Das dicke Ehepar nickte mit den Köpfen.

In diesem Momente vernahm man vom benachbarten Tische her eine Männerstimme, welche sagte: Ich bitt' Dich, schau Dir nur den dicken Fleckſieder an, der bringt sein Glas ins Wirthshaus mit.

Herr Steckenberger drehte sich steifhalsig mit dem

ganzen Leibe so wie ein Krokodill um, schaute die Männer an jenem Tische eine Weile stumm an, kehrte sich dann wieder seiner Gattin zu, und sagte laut: Wer hat etwas gegen meinen Corpus einzuwenden? Ich verbitt' mir alle Zweideutigkeiten.

Die Namenscollegin der Max Piccolominischen Geliebten schoß nach jenem Tische wilde Blicke und kreischte: unsere Dick'n geht Niemanden etwas an, dick werden kann Jeder, man braucht nur solid zu leben, das kann aber nicht Jeder. Verstanden?

Die Männer an jenem Tische lachten, und Einer von ihnen sagte: Ich möchte nur wissen, wie es kommt, daß man unter den Bräuern, Bäcker, Fleischhauern, Seifensiedern und Flecksiedern die dicksten Leute findet?

Ist auch nicht immer der Fall, replicirte Dame Thecla.

Aha, sagte der Frühere, Sie denken gewiß an den mageren Fleischhauerssohn, der noch nicht verheiratet ist, und schon auf dem „Grund" fünf und zwanzig lebendige Kinder herumlaufen hat.

Allgemeines Gelächter.

Und der junge Mensch, setzt ein Anderer hinzu, ist noch nicht einmal Meister —

Der kann's noch weit bringen!

Neue Heiterkeit.

Herr Luckerl wurde von der Wendung, welche das Gespräch nahm, sehr erbaut. Er schüttelte sich vor Lachen und schnaufte: Das ist stark — sapperment, so laß ich mir's g'fallen!

Dame Thekla war auch sehr heiter geworden, und sagte zärtlich zu ihrer zweiten Hälfte: Geh', Lukerl, Du vergißt ganz an's Schnupfen, wart' mir doch mit einer Pris' auf.

Während die Flecksiederischen ihre Nasen fütterten, sagte die kleine Lisi: Wie, Madame Steckenberger, Sie schnupfen auch?

Im Geschäft nicht! versetzte die Dame trocken, und begann zu nießen. Die kolossale Frau nießte kurz, fein und rasch nach einander, so wie eine Katze. Nachdem sie in einer halben Minute beiläufig vier und zwanzig Zischer ausgestoßen hatte, begann die ganze Umgebung zu lachen. Die Anstrengung machte sie krebsroth, die Augen waren voll Thränen, und da sie in der Eile ihr „Schneuztuch" nicht fand, so rief sie: Lukerl, gib mir Dein Schnupftuch!

Der Flecksieder kam ihr mit seinem Indigofärbigen zu Hülfe und sagte: Siehst Du, Thekla, ich predig' Dir immer, Du sollst fleißiger schnupfen, damit Du den Tabak gewöhnst; aber Sie glauben gar nicht, meine Herr'n — er wendete sich wieder steif an die Gesellschaft — was das für eine eigensinnige Person ist. Sie werden mir's kaum glauben, wenn ich Ihnen sage, daß sie im strengsten Winter im G'wölb ohne „Patschen" steht, und blos deßwegen, damit die Kunden ihren kleinen Fuß sehen.

Was der Teufel, rief einer der Gäste, hat Ihre Frau so einen kleinen Fuß?

Das ist nicht möglich! setzte ein Anderer hinzu.

Der Flecksieder ärgerte sich über die ungläubigen Tho-

masse, nahm die Kerze vom Tische und sagte: Ich bitt', meine Herren, überzeugen Sie sich.

Sämmtliche Köpfe fuhren unter den Tisch, um den kleinen Fuß der Dame zu bewundern, diese aber zog ihre Beine wie eine Gans in die Höhe und sagte verlegen: Luckerl, ich bitt' Dich mach' keine Dummheiten, ich habe ja keine Sammt-Stiefletten an.

Die Gesellschaft lachte und Herr Steckenberger rief verwundert: Ah, da schauts her, jetzt tragt meine Gattin im Elysium Patschen und zu Hause Sammt-Stiefel, das ist merkwürdig!

Dame Thekla war verlegen, die Gesellschaft lachte, der Fleckfieder rief: „Kellner — eine Halbe Frauendorfer!"

Serfuß, Steckenberger! rief jetzt ein Herr, der eben ankam und an demselben Tische Platz nahm, wo unsere fünf Bekannten saßen.

Serfuß Neubauer! erwiederte der Dicke, und reichte dem Angekommenen seine kurze Hand.

Dieser war ein Mann von mittlerer Statur, mit einem kupfrigen Fuchsgesichte und dunkelrothem Haupthaar, und trug, wie es bei Negern üblich ist, ein Paar glänzende breite Ohrringe.

Wie kommst Du denn heute daher? fragte er den Fleckfieder.

Meiner Gattin zu Liebe, antwortete dieser, wir waren schon lang bei keinem Harfenisten.

Neubauer nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen; „Das ist klug von Dir!" wendete sich hierauf zu Thekla

und sagte galant: Serfuß, Madame Steckenbergerin, es freut mich, daß ich die Ehr' hab'.

Die Fleckfiederin machte ein „Bukerl" und sagte: Es freut mich auch. Sie kommen allein, Herr Neubauer, wo ist denn die Frau Gemahlin?

Neubauer wurde verlegen und machte eine Bewegung, die sagen sollte: „Sprechen wir nicht davon!" —

Warum geniren Sie sich denn, Herr Nachbar, nahm ein Gast das Wort, es ist ja keine Schand, sagen Sie's nur grad heraus, daß Ihnen Ihre Frau durchgegangen ist.

Durchgegangen! riefen die Andern verwundert.

Der Kupfrige machte ein trauriges Gesicht und sagte melancholisch: Ja, durchgegangen!

Und warum denn? fragte der Schorschl.

Schaun's, begann der Nachbar des Strohwitwers zu erzählen, das ist halt eine eigene G'schicht. Die eigensinnige Frau will nicht leiden, daß der Neubauer in's Wirthshaus geht, er hat halt gewöhnlich einen kleinen „Sturm" mitgebracht und wenn dies der Fall war, so hat's immer etwas abgesetzt. Einmal kommt der Neubauer um zwei Uhr in der Nacht nach Haus', klopft an den Gassenladen an, die Baberl — so heißt nämlich seine Frau — macht ihm nicht auf. Der Nachbar weiß sich gleich zu helfen. Er schlagt das Fenster neben dem Gassenladen ein, kriecht in's Zimmer, prügelt seine Gattin und legt sich schlafen. Am andern Tage wird eine neue Glas-Scheibe eingeschnitten und in der Nacht glücklich wieder eing'schlagen. Die Frau hat auf diese Art alle Tage ihre Prügel bekommen,

war aber sonst ganz ruhig. Am Freitag — na, der Freitag ist schon so ein Unglückstag — kommt der Glaserer mit dem Conto. Durch diesen verflixten Conto ist die Nachbarin erst aufgeklärt worden, sie hat nämlich g'sehn, daß in vierzehn Tagen zwölf Fensterscheiben zerschlagen worden sind, folglich hat sie auch in vierzehn Tagen zwölf Mal Prügel bekommen, dazu sollte sie noch dem Glaserer sechs Gulden zahlen, das war ihr zu viel, sie hat sich also die zwölf Fensterscheiben zu Herzen g'nommen und ist durchgegangen.

Der Kupfrige seufzte während dieser rührenden Geschichte — die Anderen lachten und machten ihre Glossen — während dessen nahmen abermals zwei andere Gäste an dem Tische Platz.

Es waren dies der Döblinger und seine Julie.

Sechstes Capitel.

Noch immer im kleinen Elysium.

Wer den Schnurbärtigen nicht näher kannte, mußte ihn, seinem Aeußeren und seiner Haltung nach, für einen ehrlichen anständigen Menschen halten. Seine stattliche Figur, sein lebhaftes Auge, der buschige Schnurbart, die gerade, fast militärische Haltung, dies Alles zusammen genommen, zeigte nicht im Entferntesten von dem, dem Eigenthum gefährlichen Gewerbe dieses Menschen. An der Seite seiner Geliebten, die sich ebenfalls eines ehrbaren Aussehens erfreute, besonders jetzt, wo sie den Tagen des Findelhauses immer näher rückte, glich er einem Familienvater, dem Handwerksstande angehörend.

Als der Döblinger sich an dem Tische niederließ, wo unsere sechs Bekannten saßen, grüßte er höflich und die bereits Anwesenden rückten etwas näher zusammen, um auch für seine Begleiterin Platz zu machen.

Die übrige Gesellschaft ließ sich in ihrer genialen Unterhaltung nicht stören.

Der Fleckſieder wendete sich an den Kupfrigen mit den breiten Ohrringen und sagte zu ihm: Aber sag' mir nur, lieber Neubauer, was wirst denn Du jetzt machen?

Was ich machen werde? klagte der Strohwitwer melancholisch, mein Gott, ich werde das Nämliche machen, was ich früher gemacht habe — Pappendeckel.

Und die Wirthschaft?

War früher keine, so braucht auch jetzt keine zu sein; wenn's gar nicht mehr geht, so schau ich mich um eine Wirthschafterin um, ich laß' mich in die Zeitung drucken.

Dame Thekla, die heute ausnahmsweise Patschen trug, schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte: Herr Neubauer, das wäre gar nicht schön von Ihnen, eine Frau bleibt doch immer eine Frau.

Warum ist sie durchgegangen? Eine brave Frau geht wegen einiger zerschlagenen Fensterscheiben nicht durch.

Er hat recht, riefen einige Gäste lachend, der Mann muß seine Autorität aufrecht erhalten.

Die Fleckſiederin schüttelte mißbilligend den Kopf, der Schorschl wendete sich zu seinem Schatz und sagte triumphirend: Hörst Du's Lisi, merk' Dirs, es ist wegen der Zukunft.

Das Mädchen schupfte die Schultern, machte dazu eine geringschätzende Miene und antwortete: Hast recht, ich werd' mir's merken, und werde gleich bei der ersten Fensterscheibe durchgehen.

Frau Thekla neigte sich zu ihrem Gatten und flüsterte

ihm etwas ins Ohr. Herr Steckenberger erhob sich mit ihr zugleich.

Wohin denn? Schon fort?

Gott bewahr', ich begleit' nur meine Frau ein wenig hinaus, es ist ihr sehr heiß.

Die Unterhaltung nahm ihren ungestörten Fortgang. —

Nach einer Weile kehrte das dicke Ehepaar zurück.

Der Harfenist trug gerade ein komisches Lied vor, man hörte zu und sprach nicht.

Das Lied war zu Ende, der Fleckfieder war ganz entzückt. Dame Thekla rutschte unruhig auf ihrem Stuhle hin und her.

Toni neigte sich zu Lisi und flüsterte ihr zu: Ich bitt' Sie, schau'n Sie doch die Fleckfiederin an, sie spielt alle Farben.

Thekla neigte sich jetzt wieder zu ihrem Gatten und flüsterte ihm abermals einige Worte zu, dieser tunkte unwillig mit dem Kopfe und sagte: So geh hinaus, Dir ist auch immer heiß.

Kommen's Madame Steckenberger, sagte Lisi, ich begleite Sie.

Die Frauen entfernten sich.

Was hat denn Deine Gattin? fragte der Neubauer.

Mit den Frauenzimmern hat man halt immer sein Kreuz, ich hab' mir schon hundert Mal vorgenommen, mit keinem Frauenzimmer auszugehen, aber — es ist zum Teufel holen.

Während Herr Lukas noch eine Weile fortbrummte, kamen seine Ehehälfte und Lisi zurück.

Dame Thekla keuchte und schnitt Gesichter, mehrere der Gesellschaft schmunzelten.

Der Harfenist begann jetzt einen seriösen Chor, man wendete ihm die Aufmerksamkeit zu, es herrschte allgemeine Stille.

Das Lied, welches eben im Chor vorgetragen wurde, war „Lützows wilde verwegene Jagd."

Bei der dritten Strophe flüsterte die Fleckſiederin ihrem Gatten wieder etwas zu.

Dieser wurde unwirsch und brummte: So geh' hinaus. —

Allein? das schickt sich nicht. —

Du wirst mir nicht g'stohlen werden.

Aber Du könntest mir g'stohlen werden, ist das eine Liebe?

Hör mir mit Deiner Lieb' auf.

Du bist Schuld daran.

Ich? Warum denn ich?

Was haben Sie denn, Herr Steckenberger? fragten Mehrere aus der Gesellschaft.

Ich bitt' Sie, meine Herren, ist das nicht ein Jammer mit den Frauenzimmern! Meine Gattin hat sich verkühlt.

Sie hat aber die Patschen an.

Das ist wohl wahr, es fragt sich jedoch, ob sie auch ihr flanell'nes Nachtleiberl an hat, sie ist auf der Brust sehr empfindlich.

Während dieses Gespräches hatte sich die Fleckſiederin, dieses Mal von der Geliebten des Döblinger begleitet, hinaus begeben.

Während Herr Lukas forträsonnirte und der Neubauer ihn schadenfroh neckte, kehrte Thekla mit ihrer Begleiterin abermals zurück.

Madame Steckenberger, sagte der Strohwitwer, da keine vierte Dame am Tische ist, so werde ich Sie bei der nächsten Tour begleiten.

Ich bitte Sie, Madame, wendete sich ein Anderer an sie, sagen Sie uns gefälligst, haben Sie Ihr flanell'nes Nachtleibchen an?

Die Frage wurde verneint.

Da hat man's, klagte der Fleckfieder, o! die Frauenzimmer, die Patschen hat sie ins Elysium angezogen, aber das warme Nachtleiberl nicht, aber das kommt daher, weil die Leute immer schlank sein wollen.

Neue Heiterkeit.

Ich bitt' Dich, Lukerl, ärger' mich nicht.

Die Fransenmacherin hatte kaum ihren Platz eingenommen, so flüsterte sie ihrem Geliebten einige Worte zu.

Der Döblinger wurde betroffen, bezwang sich aber und nahm eine gleichgültige Miene an.

Nach einer Weile verließ er jedoch ohne Hut das Locale und eilte die Treppe hinauf.

Außen stand der Hirsch..

Zum Teufel, Simon, was machst Du hier.

Der Angeredete erschrack.

Wie so, stammelte er, hast Du erfahren?

Ich frage Dich, was Du hier herum speculirst?

Das geht Dich nichts an.

Simon, trau' mir nicht. Der Rothe hat uns verboten, Geschäfte zu machen. Keiner von uns darf sich einer Gefahr aussetzen. Der Befehl muß befolgt werden. Ich frag' Dich also noch einmal, was suchst Du hier. Man hat Dich gesehen, und Dein verdächtiges Benehmen ist aufgefallen.

Das Antlitz des Andern wurde wo möglich noch bleicher.

Bruder Döblinger, stammelte er, ich hab ein prächtiges Geschäft im Zuge. Ich warte nur, bis es etwas später geworden ist. Die betreffende Partei ist da unten im Elysium. Es ist ein Fleckfieder —

Ah, der Steckenberger, ich sitz mit ihm an einem Tische.

Der Hirsch faßte freudig die Hand des Schnurbärtigen. Das ist ein kostbarer Zufall, flüsterte er, machen wir Halbpart, Du hast nichts zu thun, als den Dicken und seine Frau aufzuhalten, damit sie so lange als möglich hier bleiben, für das Andere werde ich schon sorgen.

Daraus wird nichts.

Du bist also nicht von der Partie?

Du wirst sie auch unterlassen.

Das werden wir sehen.

Hirsch, ich rathe Dir, dem Rothen zu gehorchen.

Ich thu was mir beliebt. Ich werde nicht so dumm sein, mich erwischen zu lassen. So einen leichten Fang gibt es nicht jeden Tag.

Simon eilte fort.

Der Döblinger war in großer Verlegenheit. Was sollte er thun? Er wollte den Diebstahl verhindern, ohne

jedoch den Genossen, von dessen Bosheit Alles zu fürchten war, einer Gefahr auszusetzen. Wenn es ihm gelang, das Ehepaar gleich zum Nachhausegeh'n zu bewegen, so war sein Zweck erreicht. Er sann einige Momente nach und eilte dann wieder in den Keller.

Die Unterhaltung währte an dem Tische fort.

Der Döblinger nahm seinen Platz ein und rief: Kellner, zahlen!

Du willst schon gehen? fragte seine Geliebte besorgt.

Liebes Kind, sagte er zu ihr laut, daß es die Andern hören mußten, Du weißt ich bin sehr empfindlich, mich schauert's, ich habe just zwei Leute forterpediren sehen, welche die Cholera bekommen haben.

Kaum hatte Madame Steckenberger diese Worte gehört, so schauderte sie zusammen und rief: Luferl, zahl', geh'n wir.

Da hat man's, rief der Fleckſieder, ist das ein Kreuz mit den Frauenzimmern.

Alle Einwendungen und Ueberredungen fruchteten nichts, eine Locomotive mit zweihundert Pferdekraft wäre nicht im Stande gewesen, die Fleckſiederin aufzuhalten.

Das Ehepaar, der Döblinger und Julie verließen das Locale.

Michel, flüsterte die Hoffnungsvolle, sag' mir nur, hast Du etwas vor?

Ich muß etwas verhüten, antwortete er, der Hirsch ist ein niederträchtiger, geiziger Schuft, ich hab' ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Geh' indessen allein nach Hause, liebe Julie, bis in einer halben Stund' bin

ich zurück, ich muß sehen, daß die Geschichte ohne Gefahr abläuft. Wär's mir nicht um den Rothen und um meine Person, der Kerl müßte mir heute noch brummen.

Er verließ die Geliebte und eilte hinter dem Fleckfiederpaare einher.

Dame Thekla, obwol sie keuchte und schnaufte, trieb ihren Gatten doch zu noch größerer Eile an, die Aengstliche glaubte nicht schnell genug aus dem Cholera-Dunstkreise zu kommen, Lukerl räsonnirte und schimpfirte, so langten sie bei ihrem Hause an.

Die Thüre welche in einen kleinen Hof führte, war offen.

Der Hirsch war eben d'ran eine zweite Thüre zu erschließen, als er Stimmen und Geräusch hörte. Er floh in eine Ecke, und kauerte sich zusammen. Das Ehepaar ging an ihm vorüber und er entkam dann unbemerkt aus dem Hause.

Auf der Straße forteilend gewahrt er den Döblinger.

Elender, flüsterte er ihm wüthend zu, das war Dein Werk, Du wirst es mir theuer bezahlen!

Oder Du mir! versetzte der Schnurbärtige gleichgiltig und kehre dann wieder um gegen Gumpendorf.

Die Gäste im kleinen Elysium nahmen immer mehr ab.

Schorschl und Lisi machten sich auf den Heimweg, Toni wollte sie begleiten, allein die kleine Blondine sagte zu ihm: Wenn Sie mir einen Gefallen erweisen wollen, so begleiten Sie lieber den Herrn Neubauer nach Haus. Sie

sehen, der arme Pappendeckelmacher ist betrunken wie eine Kanone.

Der stämmige Bursche nickte ihr freundlich zu und machte sich an den Strohwitwer, dieser hing sich willfährig an den Arm seines neuen Bekannten und schwankte, allerhand tolles Zeug schwatzend in die Eisengasse.

Neubauer hielt vor seinem Gassenladen und begann den Schlüssel zu suchen.

Verdammtes Weib! fluchte er im Rausche, hat mir den Schlüssel gestohlen, will mir wieder nicht aufmachen, wart du abscheuliche Wetterhex, ich werde dir schon dein Lederzeug anstreichen.

Im Nu hatte der Rauschige die Fensterscheiben zerschlagen und begann gewohnter Weise in seine Stube zu kriechen.

Toni, einen Spectakel und für sich Ungelegenheiten fürchtend, eilte fort.

Noch in der Entfernung hörte er den Pappendeckelmacher in seiner Wohnung herumrumoren; der Betrunkene suchte vergebens seine Gattin.

Siebentes Capitel.

Liebe und Freundschaft.

Konrad hatte von Frau Reubald vierhundert Gulden erzwungen. Die Hälfte dieser Summe vertheilte er unter seine Genossen, hundert Gulden behielt er für sich und mit dem Reste bezahlte er, obwohl die bestimmte Frist noch nicht abgelaufen war, den alten Brummberger, von dem er zwanzig Gulden erhalten hatte, wofür er hundert verschrieb.

Nachdem er sich dieses Geschäftes entledigt, eilte er nach Hause.

Während der Döblinger der Unterhaltung und Simon einem neuen Diebstahle nachging, war er allein in seinem Stübchen in Fünfhaus, um den Plan, den er in Bezug auf die falschen Banknoten gefaßt hatte, in seinen Details auszuarbeiten.

Vor einer Anzeige des Diebstahls beim Silberhorn glaubte er sich sicher. Durch Zufall, so reflectirte er, kommt

eine so große Summe falscher Banknoten nicht zusammen, der Kaufmann mußte also wissen, daß sie falsch sind. Ob er nun der Erzeuger oder blos der Verschleißer derselben war, er ist jedenfalls ein Schuldiger, folglich Verschwiegenheit in seinem eigenen Interesse.

Der Rothe ging nun seinen Plan noch einmal im Gedanken durch und war mit demselben ganz zufrieden, bevor er jedoch zur Ausführung schritt, wollte er zur Vorsicht einige Tage abwarten, und sich über die Stimmung und die Vorgänge im Steller'schen Hause unterrichten lassen, damit er sich auf Alles vorbereiten könne.

Mit dieser Angelegenheit im Klaren, wandten sich seine Gedanken der jungen Frau zu, die er am Nachmittage besucht hatte.

Das muß man Glück nennen, sagte er bei sich, ist diese arme Fanni eine reiche Frau geworden! Sie muß sich in glänzenden Umständen befinden, ihr Mann ist sehr wohlhabend und muß froh sein, so eine hübsche Frau zu besitzen. Sie scheint es ehrlich mit ihm zu meinen — pah — ehrlich — eine junge Frau und ein alter Mann — da ist die Treue nicht auf Felsen gebaut — das Wiederfinden kommt mir jedenfalls erwünscht, sie wird mir noch oft aus der Noth helfen müssen, ich habe sie in meiner Gewalt. Wenn man so glücklich ist, wie sie, thut man Alles, damit keine boshafte Hand die Vergangenheit entschleiere und dadurch das Glück der Gegenwart verscheuche, sie soll jetzt abzahlen, was sie mir schuldet. Die Furcht vor der Vergangenheit, die Scheu vor ihrem Gatten werden sie zwingen, meinen Wünschen zu willfahren, sie ist mir verfallen mit Leib und Seele.

Sein Ideengang führte ihn zur Tochter des Dürrkräntlers.

Hat Marie meinem Wunsche gemäß gehandelt? Morgen werde ich es erfahren, ich will mit Lotti sprechen, ich werde mich überzeugen, ob ich hoffen darf, sie mein zu nennen. Wenn mein Plan gelingt und ich die Summe von fast zehntausend Gulden besitze, dann wird Lotti meine Gattin, und Marie? Ich werde sie besänftigen, sie wird sich mit einer kleinen Aushülfe begnügen müssen, lange kann sie es ohnedem nicht mehr machen.

Diese Ideen des Rothen, nach drei verschiedenen Seiten hin, beschäftigten ihn mehrere Stunden lang, bis er endlich in Mitte seiner verbrecherischen Plane vom Schlafe überrascht wurde.

Unter den vier Personen, mit denen sich die Fantasie des Rothen beschäftigte, war Lotti die einzige Unschuldige.

Ein Zufall — und ein schlimmer war's — führte Konrad auf ihren Lebensweg. Sie sah ihn und wendete ihm Aufmerksamkeit zu. Sie sprach Ein Mal mit ihm und die Auskünfte eines unglücklichen Geschöpfes, das sie mit Wohlthaten überhäufte, zeigten ihr den Mann in einem vortheilhaften Lichte.

Ein junger interessanter Mann, von dem man Gutes hört, für den man ohnedem ein wenig eingenommen ist, darf man sich da wundern, wenn die Arme noch öfter an ihn dachte, wenn bei diesen Gedanken auch bereits das Herz ein Wörtlein mit drein redete, wenn mit einem Worte alle jene Symptome sich zu zeigen begannen, die jeder Liebe vorangehen.

Lotti hatte zu viele Romane gelesen, um nicht zu wissen, was in ihrem Innern vorgehe. Obwohl erst siebzehn Jahre alt, kannte sie doch schon — Dank der Sorglosigkeit ihres Vaters — die Liebe, wenn auch nur aus Büchern, und Konrad sollte derjenige sein, durch den sie diese Leidenschaft auch im Leben kennen lernen sollte.

Lotti war unruhig, ihre Gedanken weilten fast immer bei Konrad, in ihrem Herzen war bereits die Sehnsucht nach ihm erwacht.

Herr Blasius Brandelmayer hatte von dieser Veränderung keine Ahnung. Er war von der „Kunst" zu sehr in Anspruch genommen, um auf seine Tochter viel zu achten, und wenn er Bücher las, womit er seine freie Zeit tödtete, so dachte er ebenfalls nicht an sie.

Die Jungfrau war also unbeachtet und unbeaufsichtigt, sie konnte ungestört ihren Gedanken und Gefühlen leben und sie that dies auch mit allem Eifer und mit aller Ausdauer eines jungen Herzens, welches zum ersten Male zu lieben beginnt.

So vergingen mehrere Tage seit Mariens letztem Besuche.

An einem Nachmittage, es war ein Dinstag, wurde sie durch Konrad's plötzliches Erscheinen überrascht.

Er trat in den Laden und begehrte Thee.

Lotti erröthete und hatte Mühe ihre innere Bewegung zu verbergen. Sie erkannte leicht, daß der Einkauf nur ein Vorwand sei, sie zu sprechen, und warf daher verlegene Blicke in die Wohnstube, wo ihr Vater in irgend einem Buche las,

jedoch so vertieft war, daß er sich um die Vorgänge im Laden nicht kümmerte.

Dem Rothen entging die Verlegenheit der Jungfrau nicht, er sah ihre Bewegung und frohlockte.

Fräulein Marie, flüsterte er ihr zu, ich trat hier ein, weil ich glaubte, Sie allein zu treffen. Ich wünsche dringend mit Ihnen zu sprechen.

Mit mir? stammelte sie verlegen.

Gewähren Sie mir eine Zusammenkunft, ich bitte Sie darum.

Die Jungfrau wurde über und über roth. Auf dem Antlitze Scham, im Herzen Liebe, wagte sie es eben so wenig, diese Bitte zu gewähren — als abzuschlagen.

Fürchten Sie sich nicht, fuhr der junge Mann noch dringender und wärmer fort, ich meine es ehrlich mit Ihnen, Sie werden es gewiß nie bereuen, meine Bitte erhört zu haben.

Während der Rothe sprach, sah das Mädchen verlegen in die Wohnstube.

Was können Sie mir zu sagen haben? flüsterte sie das Auge senkend.

Viel, sehr viel. Seien Sie nicht hart, Fräulein, nur fünf Minuten lang und Sie wissen Alles, was ich Ihnen mitzutheilen wünsche.

Ich werde Sie am Abend unter dem Hausthore erwarten, stotterte sie bewegt.

Um welche Stunde?

Sobald der Vater zu Bette ist. Wenn es in der Vorderstube dunkel wird, komme ich hinaus.

Konrad gab ihr das Geld für den Thee, lächelte ihr galant zu und verließ den Laden.

Selbstgefällig vor sich hinlächelnd, murmelte er: Marie hat ihre Sache gut gemacht, sie ist ein braves Mädchen und thut mir zu Liebe Alles. Lotti ist ein hübsches Kind, ein charmantes Geschöpf, und wenn ich mich nicht irre, so liebt sie mich jetzt schon, jedenfalls wird sich das Verhältniß schneller machen, als ich Anfangs geglaubt habe. Jetzt fort zu meinem Schützlinge, damit ich zur Zeit des Rendezvous wieder herüben bin.

Er eilte über den Spittelberg in das Caffeehaus bei der ungarischen Garde.

Schon am Morgen hatte er an den jungen Schulmeisterssohn einige Zeilen geschrieben und ihn eingeladen, um die fünfte Abendstunde in dem bezeichneten Café einzutreffen. Damit das Billet sicher in Wilhelm's Hand gelange, trug er es selbst in das Haus, wo Herr Lorenz Graser, der Onkel des jungen Menschen, wohnte, übergab es dort dem Hausmeister, welcher es richtig zu bestellen versprach.

Der fünfte Glockenschlag war noch nicht verhallt, so trat der Schulmeisterssohn auch schon in das bezeichnete Locale.

Konrad empfing ihn sehr freundlich.

Es freut mich, sagte er, daß Sie meinem Wunsche Folge leisten und sich hier einfinden. Kommen Sie mit mir, wir wollen einen Spaziergang über das Glacis machen, damit wir ungestört sprechen können! —

Beide verließen das Café.

Hängen Sie sich in meinen Arm, so, mein junger

Freund, schließen Sie sich nur enge an mich, damit wir unser Gespräch leise führen können. Vor Allem muß ich Ihnen die angenehme Mittheilung machen, daß ich heute in der Lage bin, mein Versprechen zum Theil wenigstens zu erfüllen.

Wär' es möglich, rief Wilhelm, von einer freudigen Ueberraschung beseelt.

Ich werde Ihnen vierzig Gulden Conventions-Münze geben. —

Der junge Mensch zitterte.

Die Summe wird hinreichen, daß Sie sich momentan das Nothwendigste anschaffen, ehe ein Monat vergeht, hoffe ich Ihnen wenigstens zwei Mal so viel geben zu können.

Ach, mein Herr, wie gütig sind Sie! Womit habe ich es verdient, daß Sie mich mit so vielen Wohlthaten überhäufen?

Ei, mein junger Freund, wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich schon bekennen, daß bis jetzt von einem Verdienste noch keine Rede war, und auch nicht sein konnte, aus dem einfachen Grunde, weil jede Gelegenheit dazu mangelte.

Geben Sie mir Gelegenheit, damit ich Ihnen meine Dankbarkeit an den Tag legen kann.

Dazu kann Rath geschafft werden, obwohl ich gewohnt bin, auf die Dankbarkeit der Menschen nicht viel zu bauen.

Auf die Meine können Sie vertrauen.

Wir wollen sehen. Vor Allem bitte ich Sie, dieses Geld für sich zu verwenden, dessen Empfang jedoch vor Jedermann, sogar vor Ihrer Tante geheim zu halten. Man braucht nicht zu wissen, daß Sie das Geld zum Geschenke erhalten haben, und wenn Sie darnach gefragt werden, so wird es Ihre Sache

sein, irgend eine Angabe zu ersinnen, um Ihre Angehörigen zu täuschen.

Der junge Mensch war von dem Gedanken, eine für ihn so bedeutende Summe zu erhalten, ganz verwirrt; er sagte dem unbekannten Helfer in der Freude Alles zu, ohne das falsche Spiel zu bedenken, zu dem er sich hergab.

Das Zweite, was ich von Ihnen wünsche, fuhr der Gauner fort, betrifft meine Wenigkeit. Ich erwarte von Ihnen die tiefste Verschwiegenheit in dieser Sache, denn mein Lebensglück hängt davon ab. Sie kommen, wenn ich mich recht entsinne, zu dem Kaufmann Steller auf dem hohen Markte ins Haus. Sie musiciren mit dem Fräulein. Ich muß Ihnen nun sagen, daß ich auf die Hand des Fräuleins Absichten habe, ich will sie zur Gattin nehmen. Was ich Ihnen jetzt anvertraue, ist ein tiefes Geheimniß; ich habe Gründe, den Verhältnissen jenes Kaufherrn nicht recht zu trauen; unsere Handelswelt schwindelt sehr viel, man hält oft für groß, was sehr klein ist, für activ, was über den Hals in Passiven schwimmt, Sie werden mir gewiß beistimmen, wenn ich mir über die wirklichen Vermögensverhältnisse des Herrn Steller die nöthige Aufklärung verschaffe, so lange es noch nicht zu spät ist; ich möchte nicht gerne in das Wespennest einer halb ruinirten Familie hineingerathen und dabei mein Vermögen aufs Spiel setzen. Ich ersuche Sie daher, bei Ihren künftigen Besuchen im Steller'schen Hause ein obachtsames Auge und Ohr zu haben. Merken Sie auf Alles, was gesprochen wird; es sind dies freilich Kleinigkeiten, aber ein erfahrner Geschäftsmann — und ich schmeichle mir, ein solcher zu sein — kann aus ihnen oft wichtige Schlüsse ziehen.

Vielleicht wird es Ihnen möglich sein, Ihre Besuche zu vervielfältigen, beobachten Sie besonders die Frauen, die pflegen in solchen Dingen weniger vorsichtig zu sein. Was ich Ihnen hier anvertraute, ist für mich von äußerster Wichtigkeit; ich werde sehen, ob Sie sich die Sache angelegen sein lassen.

Wilhelm, in die Wahrhaftigkeit dieser Angaben nicht den leisesten Zweifel setzend, sagte freudig zu; der Rothe zog Geld aus der Tasche, und übergab seinem Schützlinge die zugesagte Summe.

Die Hand des Schulmeistersohnes zitterte; ihm war es, als vernehme er wieder jene warnende Stimme, welche ihm zurief: „Wilhelm, nimm das Geld nicht!“

Ja, es war dieselbe räthselhafte Stimme, die er bereits zwei Mal vernommen hatte; nur tönte sie dieses Mal viel schwächer, viel trauriger.

Da er einige Momente zögerte, so sagte der Rothe: Nun, mein junger Freund, nehmen Sie, wozu die falsche Scham zwischen zwei so vertrauten Bekannten, wie wir sind.

Die Gier nach dem Gelde überwand jedes Bedenken, Wilhelm nahm das Geld.

Der Rothe versprach, seiner auch in der Zukunft zu gedenken, worauf er den jungen Menschen verließ.

Als sie sich trennten, war die Nacht längst herangebrochen.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Nach Konrads Entfernung aus dem Dürrkräutler-Laden schob sich ein dicker Mann mit athemloser Hast herein.

Mamsell Lotti, ist der Herr Vater zu Hause?

Er ist in der Stube.

Der Dicke wälzte sich weiter.

Guten Abend, Herr von Brandelmayer!

Ah, Serfuß! Was bringt Sie daher aus der oberen Gasse!

Oh, mein verehrtester Herr von Brandelmayer, Sie glauben gar nicht, was man mit den Frauenzimmern für ein Kreuz hat.

Na, was gibt's denn?

Mein Weib ist krank — liegt im Bett —

Was fehlt ihr denn?

Mein Gott, was fehlt ihr denn? Wir waren gestern im kleinen Elysium, auf einmal bekommt sie Schmerzen, sie gibt dem Heurigen die Schuld, das ist aber nicht wahr, sie hat ihr flanell'nes Leiberl nicht ang'habt, das ist Alles.

Ah was, gurgelte der kolossale wilde Apotheker, wer wird denn wegen ein Bisserl Zwicken gleich so verzagt sein.

Bester Herr von Brandelmayer, ich möchte mir nichts daraus machen, aber meine Alte bildet sich ein, sie hätte die Cholera Morbus.

Die Cholera, rief Herr Blasius, ist sie schon blau?

Sie ist roth — fürchterlich roth —

Dann hat sie die Cholera noch nicht, aber — sie kann's bekommen.

Das fehlte mir noch. Ich hab' schon in der Früh einen Doctor holen wollen, aber mit den Frauenzimmern hat man

nichts, als ein ewiges Kreuz, sie will keinen Doctor, sie bildet sich ein, ich soll ihr den Penzinger holen —

Warum nicht gar den von Klederling! fuhr der Dürrkräutler auf.

Ich hab' mir gar keinen Rath gewußt, endlich hab' ich sie persuadirt und sie hat eingewilligt, das zu nehmen, was Sie ihr —

Herr Blasius schmunzelte, verdrehte seine aufgeschlitzten Augen und gurgelte: Ja, wir von der Kunst, sollen halt immer helfen, wenn die Menschheit sich ruinirt. Ich glaube, wir werden Ihrer Alten einen Thee geben.

Um's Himmelswillen, Herr von Brandelmayer, nur keinen Thee, denn da schwitzt sie, wird mir ganz matt und kann morgen nicht im Laden stehen; und das Geschäft, Sie werden's am besten wissen, ist am Ende die Hauptsache.

Gut, sagte der wilde Doctor, so werden wir ihr einiges Wurzelwerk ordiniren.

Und wegen der Cholera? Meine Alte lamentirt immer nach Blutegel, sie fürchtet sich vor'm Brand.

Kann nicht schaden, setzen Sie ihr achtzehn Stück Blutegel.

Wird dies nicht zu wenig sein? Sie wissen, meine Thekla ist sehr corpulös.

Sechs Stück mehr, können auch nicht schaden. Nehmen's also vier und zwanzig. Heh, Loti — rief er hinaus — geh' in's Laboratorium und bring zwei Dutzend Egel, such' aber rechte Beißer heraus.

Der Fleckfieder tunkte zufrieden mit dem Kopfe.

Na, begann er wieder, ich hoffe, es ist nur ein „Vorübergangl," jetzt wo unser Geschäft am Besten geht, krank werden, Sie glauben gar nicht, was man mit den Frauenzimmern für ein Kreuz hat. Jetzt sind Sie so gut, Herr von Brandelmayer, ich werde gleich zahlen, wie viel betragt denn meine Zech'?

Der Dürrkräutler riß seine Augen noch mehr auf.

Herr Steckenberger, rief er pikirt, ich will nicht hoffen, daß sie meinen Laden für ein Wirthshaus, und mich für einen Kellner anschauen —

Mein Gott, wer wird denn gleich so auffahren, das Wort ist mir nur herausgerutscht, ich weis gar nicht, wo mir der Kopf steht —

Der Fleckfieder zahlte, nahm Wurzel und Blutegel, empfahl sich und zwängte sich keuchend zur Thüre hinaus.

Da Herr Blasius einmal in seiner Lectüre gestört war, so blieb er zur Abwechslung im Laden und seine Tochter hatte Muße in der Wohnstube ihren Gedanken nachzuhängen.

Und welchen Gedanken!

Es gibt in den ersten Tagen der Liebe nichts Angenehmeres aber auch nichts Gefährlicheres als die Einsamkeit. Die Ideen weilen immer bei dem geliebten Gegenstande, sein Bild prägt sich immer tiefer in unser Herz und die Leidenschaft wächst, da wir ihr immer mehr Raum gönnen. Die Fantasie, je ungestörter man sie schalten läßt, schafft in uns eine eigene Welt, eine Welt, die wir beim Erwachen nicht wieder finden, nach der wir uns vergebens sehnen, da sie nirgens anzutreffen ist.

Lotti dachte an den jungen Mann, sein Bild stand lebhaft vor ihr, seine Worte tönten noch immer in ihrem Ohre. Sie wiederholte sich jede seiner Reden, sie grübelte noch dem Sinne derselben.

Was mog er mir mitzutheilen haben, sagte sie bei sich, wird er mir seine Liebe gestehen? Er kennt mich ja erst seit Kurzem, sollte er mich wirklich lieben? Er meint es ehrlich mit mir! Als er mir dieses Geständniß machte, blickte mich sein dunkles Auge so warm und innig an, daß es in meinem Herzen zu sieden begann und ich ihm seine Bitte nicht versagen konnte. Ich versprach ihm ans Thor zu kommen, ohne Wissen des Vaters. Ach, wenn mich Jemand sähe, wenn es der Vater erführe? Ist es vielleicht ein Unrecht? Ich sah doch schon so viele Mädchen mit ihren Geliebten unter den Thoren stehen, man plaudert ein wenig, man sieht sich und scheidet. Was kann dabei Unrecht sein? Und doch klopft mein Herz, wenn ich an den Augenblick denke, in welchem ich aus der Stube schleichen werde, um ihn unten zu erwarten. Warum pocht mein Herz dabei? Vor Freude oder aus Angst?

Dieses Selbstgespräch zeigt den Ideengang in der Seele der Jungfrau und den schwachen Kampf, den die Scham gegen die Liebe wagte, ein Kampf, bei dem vorauszusehen war, daß die Liebe siegen würde.

So rückte der Abend heran.

Lotti nahm ein Buch, setzte sich an den Tisch und begann zu lesen, aber sie las mechanisch die Worte und ihre Gedanken flatterten hinaus und beschäftigten sich mit dem jungen Manne. Noch nie dünkte ihr die Abendstunde so langweilig wie heute. Herr Blasius schloß den Laden und

kam ebenfalls in die Wohnstube. Lotti eilte hinaus, machte sich in der Küche zu schaffen, eine gewisse Scheu vor dem Vater peinigte sie, sie vermochte es nicht, ihn so unbefangen wie sonst anzuschauen.

Endlich kam die Stunde des Abendmahls.

Um diese Zeit war auch der Rothe schon auf der Straße. Als er den jungen Schulmeisterssohn verließ, begab er sich in ein Gasthaus, verbrachte dort ein Paar Stunden und ging dann in die Eisengasse. Eine Cigarre im Munde spazierte er auf nieder und spähte immer, ob in der Wohnstube noch Licht sei.

Die Thurmuhr hatte schon längst die neunte Stunde geschlagen, die Hausthore waren gesperrt, die Straße war bereits einsamer geworden und die Fenster der Dürrkräutlerischen Wohnung wollten noch immer nicht erdunkeln.

Der Rothe wurde ungeduldig.

Der wilde Apotheker, brummte er unwirsch, steckt wahrscheinlich in einem Buche, aus dem er sich nicht herausfindet. Am Ende liest er noch einige Stunden lang, und ich kann hier in der Kälte schildern, — halt was ist das — täusch ich mich nicht? — Es ist richtig, dem Himmel sei es gedankt, es ist finster geworden.

Er hielt am Thore des gegenüber liegenden Hauses stille, horchte emsig hinüber, bis er jenseits den Thorriegel klirren hörte, dann eilte er über die Straße und schlüpfte hinein.

Lotti erwiederte seinen Gruß, er faßte ihre Hand und küßte sie.

Sie zittern, sagte er im einschmeichelnden Tone.

Die kalte Nachtluft, stammelte das Mädchen.

Die Arme log. Die Angst machte sie erbeben, sie fürchtete sich, es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie sich um diese Zeit mit einem Manne allein befand.

Wenn Sie bei mir sind, Fräulein, so können Sie unbesorgt und ruhig sein. Sie machen mich unendlich glücklich, daß Sie mir Gelegenheit bieten, mit Ihnen allein zu sprechen.

Sie sagten Nachmittags, daß Sie mir Mittheilungen zu machen hätten.

Das ist auch der Fall, liebe Lotti, ich muß Ihnen nämlich gestehen, daß ich Ihnen von ganzem Herzen gut bin.

Sie haben mich zum Besten, mein Herr, Sie sahen mich kaum einige Male. —

Oft genug, um Sie zu lieben.

Ach, hören Sie auf, ich glaube Ihnen nicht, das Alles wäre viel zu schnell gekommen.

Viel zu langsam, liebe Lotti, denn was nachfolgen wird, muß noch viel schneller kommen. Ich bin keiner derjenigen, die den Mädchen so lange Schönheiten sagen, bis sie ihre Liebe gewinnen und sie dann schändlich verlassen, ich bin keiner derjenigen, die heute hier und morgen dort anklopfen, die jeden Monat eine andere Geliebte haben, ich bin ein aufrichtiger, ehrlicher Mensch. Dem Himmel sei es gedankt, ich bin in der Lage, ein Mädchen anständig zu versorgen, und habe nicht nöthig, mich mit Vorspiegelungen zu behelfen. Meine Absichten sind ernst und ehrlich. Ich habe Sie gesehen, und Sie gefielen mir. Ich erkundigte mich nach

Ihnen, und was ich erfuhr, gereicht Ihnen zur Ehre und bestimmte mich in meinem Entschlusse nur fester, Sie und keine Andere werden meine Frau.

Bei diesem mit großer Bestimmtheit formulirten Antrage erbebte die Jungfrau. Ein freudiger Schreck durchfuhr ihre Glieder.

Mein Herr, stammelte sie, ich weis wirklich nicht, was ich Ihnen antworten soll. Mein Vater —

Die Zeit, wo ich auch mit ihm sprechen werde, ist nicht mehr ferne, wenn Sie nicht „Nein" sagen, wenn Ihr Herz noch frei ist, dann liegen zwischen dem Jetzt und unserm Glücke nur wenige Wochen.

Er schlang seinen Arm um ihren Leib, das Mädchen war zu trunken, um diese Vertraulichkeit zurückzuweisen.

Lotti, begann er wieder — der Gauner fand es nun gar nicht mehr nöthig, sie mit „Fräulein" anzureden — sagen Sie mir, aber aufrichtig, ist Ihr Herz noch frei?

Sie bejahte die Frage.

Haben Sie noch nie geliebt?

Nie! Der Himmel wird es wissen, daß ich damit keine Lüge sage.

In diesem Momente — die beiden jungen Leute standen innerhalb der Hausthüre — ging diese auf und ein Herr trat herein.

Alle Drei wurden betroffen.

Der Herr maß das Liebespaar mit erstaunten Blicken, faßte, so viel es das Halbdunkel erlaubte — den Rothen besonders in's Auge und ging dann nach rückwärts, wo er sich in eine Stube begab.

Lotti hätte vor Scham in den Boden sinken mögen.

Mein Himmel, stotterte sie, er hat mich mit Ihnen gesehen, er hat mich erkannt.

Wer ist der Herr? fragte Konrad aufmerksam.

Er ist ein Apotheker und hat von uns die rückwärtige Stube gemiethet. Er ist sonst täglich vor der Thorsperre zu Hause, und gerade heute — mein Himmel — wenn er es dem Vater sagte?

Der Rothe wurde mißtrauisch.

Kennen Sie den Herrn näher, fragte er, so viel ich in der Dunkelheit bemerken konnte, scheint er ein junger Mann zu sein?

Er ist jung und hübsch, versetzte das arglose Mädchen.

Lotti, Sie sagten vorhin, Ihr Herz sei noch frei.

Sie werden doch nicht glauben, daß ich Herrn Heinrich gut bin? Ja, der Vater möchte wol, daß aus ihm und mir ein Paar werde, allein ich mag ihn nicht, er ist mir zu nobel und trägt die Nase viel zu hoch.

Konrad wurde wieder ruhiger.

Ach, Lotti, sagte er, Sie glauben es nicht, wie sehr mich die Angst quält, daß meinem innigsten Wunsche Hindernisse entgegen treten könnten?

Sie müßten sie zu besiegen trachten.

An mir soll es nicht fehlen, aber die menschliche Kraft reicht nicht immer aus.

Wenn Sie mich wirklich lieben, werden Sie es im Stande sein. Wahre Liebe kann Alles!

Der Rothe wurde bei diesen Worten wieder aufmerksam.

Woher kennen Sie diesen Spruch?

Aus den Büchern.

Sie lesen also? Was lesen Sie am liebsten?

Hübsche Geschichten, wo viel von Liebe, von Aufopferung und von Treue die Rede ist.

Also nur Romane?

Ach, ich lese auch schauerliche Dinge gern, z. B. Criminalgeschichten von Räubern, Dieben und Spitzbuben. Da freue ich mich immer herzlich, wenn der Verbrecher erwischt wird, und ich höre nicht auf zu lesen, bis ich nicht an's Ende komme, wo man den armen Sünder zur Abbüßung seiner Missethaten, auf's Schaffot führt.

Bei diesen Worten überlief es den Rothen eisig kalt. Diese Kundgebung von Seite derjenigen, die ihn liebte, klang entsetzlich in seinen Ohren. Seine Galle kochte im ersten Momente auf, er hätte das Mädchen fassen und mißhandeln mögen, er bewältigte sich jedoch und besänftigte sich. Seine Leidenschaft — wir wollen nicht sagen die Liebe, gewann die Oberhand, er begnügte sich spöttisch zu lächeln und sagte: Man sollte kaum glauben, daß ein Geschöpf, so sanft wie Sie, so rachgierig sein kann?

Rachgierig? Nennen Sie Rache, was nur eine gerechte Strafe ist? Ei, mein Herr, wer schützte uns vor schlechten Menschen, wenn es das Gericht nicht thäte? Ich bin nicht rachsüchtig, aber jeder, der es verschuldet, soll's auch büßen.

Konrad, um dem peinlichen Gespräche eine andere Wendung zu geben, umfaßte das Mädchen und sagte: Lassen Sie uns jetzt von etwas Angenehmeren sprechen, von unserer Liebe.

Dazu wird heute wohl die Zeit schon zu kurz sein, es ist spät, ich muß zu Bette.

Eine abermalige Störung trat ein.

Von der Gasse herein tönte ein heftiges Gerassel. Man hörte Fensterscheiben klirrend auf das Pflaster fallen.

Was ist das? fragte der Rothe erschreckt.

Lotti stutzte, doch besann sie sich schnell und sagte gleichgültig: Dieses Mal haben wir keine Ursache zu erschrecken. Es ist nur unser Nachbar, der betrunkene Pappendeckel-Macher, der wieder seinen Weg durchs Fenster nimmt. Jetzt gute Nacht!

Bevor Konrad noch ein Wort erwiedern konnte, war er sanft auf die Straße geschoben und die Thüre von innen verriegelt.

Statt der Geliebten, sah er jetzt den trunkenen Nachbar, der mühsam durch das Fenster in seine Wohnung kroch.

Der Rothe eilte nach Hause.

Achtes Capitel.

Das neue Project und der Schulmeisterssohn.

Da haben wir es wieder das kleine, unermüdliche Männchen mit den Sichelbeinen und den beiden Gehröcken — bei jenen so wie bei diesen war ein Stück kürzer als das Andere. Ja, es ist unser Herr Stockerl mit seinem wohlfeilen Rindfleisch-Project und mit seinem neuesten Project, welches er ausgeheckt hatte, obwohl das Frühere beim Gemeinderath noch lange nicht erledigt war.

Herr Lorenz Graser, befugter Mäkler und geborner Kindernarr — wie seine sterile Gattin sich ausdrückte — hatte den Erfindungsgeist des Projecten-Machers bedeutend aufgestachelt, denn fünfhundert Gulden sind eine sehr respectable Summe und fünfhundert Gulden waren ihm verschrieben und verbrieft, wenn er ein Project erfand um die Kinder-Leidenschaft des Geldmäklers zu befriedigen.

Und siehe da, an einem schönen Morgen als Herr Sto-

ckerl aus den Federn fuhr, stand das Project, ein geharnischter unüberwindlicher Riese vor ihm, es war seinem Gehirne fix und fertig entsprungen.

Herr Stockerl setzte sich an seinen Schreibtisch und beschrieb einen langen Papierstreifen, so daß das Elaborat, das Aussehen eines Speisezettels hatte. Er studirte jede einzelne Zeile durch, verbesserte einzelne Worte, strich Manches gänzlich aus und setzte Anderes darüber.

Nachmittags eilt er zu Herrn Graser, sperrt sich mit ihm ein und verläßt nach einer mehr als einstündigen geheimen Conferenz das Haus.

Von diesem Tage an ging in dem Haushalte des Mäcklers eine große Aenderung vor sich. Herr Lorenz, der sich bisher um die Küche nicht kümmerte, und dem es ganz gleich war, ob seine Frau Pasteten oder geröste Sägespäne auf die Tafel bringen ließ, Herr Lorenz sagen wir, ordnete nun täglich selbst die Speisen an, welche Mittags und Abends zubereitet werden mußten, ja, sein Eingriff in die gekränkten Rechte des weiblichen Geschlechtes ging so weit, daß er sogar die Art der Zubereitung festsetzte, Gewürze vorschrieb, kurz förmliche Recepte verfaßte und als tägliche Küchen-Bulletins hinausgab.

Frau Eva schüttelte Kopf, die Köchin befolgte das Beispiel der Herrin, die plötzliche Gourmandise des Gebieters war Allen ein Räthsel, um so mehr, da der Hausbedarf dadurch bedeutend gesteigert wurde und Herr Graser bekanntlich zu den knauserischen Ehemännern gehört.

Die Neuerung wurde indessen mit eben so großem Beifall als Staunen aufgenommen, man befand sich wohl dabei,

denn Herrn Lorenz zeigte sich in seinen Anordnungen als Freund leckerer Bissen, kein Braten war ihm zu kostspielig, kein Compot zu fein, kein Gewürz zu kostbar, man speiste nicht mehr, sondern tafelte, als ob weiland Lucullus in Herrn Lorenz hineingefahren wäre.

Frau Eva hätte nicht die Namensschwester des allerersten Weibes sein müssen, um auf die Lösung eines solchen Räthsels nicht höchst neugierig zu sein. Sie ließ Anfangs einige scherzhafte Bemerkungen fallen, und als diese entweder nicht beachtet oder ungenügend beantwortet wurden, rückte sie mit ihrer Fragestellung deutlicher heraus, worauf der Gemahl freundlicher erwiederte: „Wir haben jetzt lange Zeit nach Deinem Willen gelebt, Du wirst nicht böse sein, wenn es jetzt ein oder zwei Monate lang nach dem Meinigen geht, Abwechslung thut gut — übrigens gehen die Geschäfte sehr gut, und wir können uns ohne Furcht die Existenz ein wenig verbessern."

Die lebenslustige Frau war mit dieser Auskunft zufrieden, schob dem jungen Wilhelm heimlich gute Bissen zu, denn sie traute der Freigebigkeit ihres Gatten nicht viel, und sann nun darauf ihrem Neffen auch in Bezug auf seine Garderobe unter die Arme zu greifen.

Eines Nachmittages, als der Schulmeisterssohn aus der Stadt heimkehrte, wurde sie nicht wenig überrascht, ihn in einer neuen hübschen Kleidung zu erblicken. Auf ihr Befragen gab der junge Mensch an, er habe seit längerer Zeit heimlich eine Lection gegeben, die Herrschaft sei jetzt abgereist und habe ihm nicht nur sein ganzes Honorar, sondern auch ein Geschenk hinterlassen, so daß er auf einmal in den

Besitz von vierzig Gulden gekommen sei und sich die Garderobe angeschafft habe.

Das ist vortrefflich, sagte sie, in acht oder vierzehn Tagen werde ich Dir auch ein kleines Sümmchen geben, dann kannst Du Dir noch Einiges kaufen, aber der Onkel darf's nicht wissen; übrigens siehst Du jetzt schon sehr anständig aus und kannst Dich unter den Leuten sehen lassen. Ich werde jetzt häufig Gänge in die Stadt zu machen haben, und da ich auf Deine Verschwiegenheit baue, so wirst Du so gütig sein, mich zu begleiten. Es versteht sich von selbst, daß der Onkel von diesen Gängen keine Ahnung haben darf.

Gehen Sie, liebe Tante, vielleicht wieder zu einem Dürrkräntler?

Nein, mein Kind. Ich mache die Gänge zwar auch aus Gesundheitsrücksichten, aber sie gelten keinem Dürrkräutler, sondern einem Magnetiseur. Weißt Du, lieber Wilhelm, was ein Magnetiseur ist?

O ja, ich habe Einiges darüber gelesen. In der Physik findet man Abhandlungen über den Magnetismus.

So? Das ist schön! Mich hat eine Nachbarin darauf aufmerksam gemacht, sie sagt, daß für meinen Zustand nichts ersprießlicher wäre, als mich magnetisiren zu lassen.

Aber, liebe Tante, Sie sehen ja so schön und so gesund aus.

Oh, Du kleine Schmeichelkatze, wie Du zärtlich sein kannst! Schein, nichts als Schein! Dies Alles ist nur auswendig, im Innern bin ich krank, sehr krank.

Und Sie hoffen auf den Magnetismus? So viel ich

mich erinnere, wirkt der Magnetismus auf die Circulation des Blutes.

Ganz recht, heftige Circulation des Blutes, dessen bedarf ich.

Er afficirt die Nerven.

Ach, afficirt die Nerven? Das ist vortrefflich.

Er vermehrt die Reizbarkeit des ganzen Systems.

Oh Gott, Wilhelm, Du entzückst mich, das System, und die vermehrte Reizbarkeit — oh, ich zweifle gar nicht mehr, daß ich nun ganz gesunden werde. Du wirst mich also begleiten, aber Verschwiegenheit, ich bitte Dich, mein Kind, sei nur ja verschwiegen, damit der Onkel nichts erfährt.

Der Schulmeisterssohn gelobte natürlich seiner Tante die strengste Verschwiegenheit, so wie er es bei seinem unbekannten Freunde und Wohlthäter gethan hatte.

Herr Lorenz dirigirte, ein tüchtiger Capellmeister die Küche, Frau Eva ging heimlich zum Magnetiseur; der Gatte ahnte nichts von ihren Gängen, sie hatte keine Idee von seinen Absichten. So vergingen wieder einige Tage, die jedoch abermals eine neue Einführung zu Tage förderten. Herr Graser bekam plötzlich ein Gelüste nach Punsch, und fabrizirte allabendlich den köstlichen Trank, von dem der größte deutsche Dichter singt: „Vier Elemente innig gesellt u. s. w."

Frau Eva, die ob ihrer magnetischen Cur sich diesen Libationen entziehen wollte, wurde von dem Gatten zu denselben in so ernster Weise genöthiget, daß sie — um sich nicht zu verrathen — nachgeben mußte. Sie trank also Abends wohlgemuth ihren Punsch, nahm zum Frühstück Chokolade mit Vanille, ließ sich vor Tisch magnetisiren, tafelte nach zwei

Uhr auf die leckerste Weise und lebte wie ein Fisch im Wasser, nur mit dem Unterschiede, daß sie nichts weniger als Fischblut in ihren Adern verspürte.

Eines Nachmittags wurde sie durch einen Besuch überrascht. Frau Josephine, die Gattin des Herrn Steller, vom Hohen Markte fand sich bei ihr ein.

Madame Graser war sehr überrascht, denn sie wußte nicht, wie sie zur Ehre kam, von dieser Frau besucht zu werden. Die Herren standen wohl in geschäftlicher Verbindung, dies ist jedoch oft der Fall, ohne daß die Frauen sich deshalb näher kennen.

Der Grund dieses Besuches war jedoch für Frau Steller ein erheblicher. Ihr Gatte hatte ihr zwar über den Cassen-Einbruch die strengste Verschwiegenheit anbefohlen; dies verhinderte sie jedoch nicht, dem Urheber des Verbrechens selbst nachzuspüren, um denselben wo möglich in der Stille zu erforschen. Die Gattin des Bestohlenen hatte sich des abhanden gekommenen Schlüssels erinnert, und folgerte aus dem Umstande, da das Cassezimmer nach der That ordentlich verschlossen gefunden wurde, daß der Thäter im Besitze dieses Schlüssels sein müsse. Ihr Verdacht fiel daher auf den jungen Wilheim, der öfter in dem Zimmer ihres Gatten musicirte, und dem es daher ein Leichtes war, sich des bewußten Schlüssels heimlich zu bemächtigen. Der Thäter mußte mit den Verhältnissen des Hauses genau bekannt gewesen sein, denn wie hätte er sich sonst so leicht zu orientiren gewußt, wie wäre er sonst auf den Gedanken gekommen, gerade einen Sonntag Nachmittag zur Ausführung seines Verbrechens zu wählen, wo die Familie gewöhnlich auszufahren pflegte. Der

Verdacht der Dame wurde noch mehr gesteigert, als Wilhelm gleich darauf in einer neuen Kleidung erschien, er — der bisher immer so ärmlich aussah. Auch sein verändertes Benehmen konnte ihr nicht entgehen, der früher schüchterne, bescheidene junge Mensch — um sich gegen seinen unbekannten Wohlthäter dankbar zu bezeigen — war plötzlich ein aufmerksamer Beobachter geworden, er horchte, forschte, erlaubte sich Fragen, kurz er benahm sich — für Jemanden, der ihn beobachtete — so auffallend, daß man es der Dame des Hauses nicht verargen konnte, wenn ihr Mißtrauen sich steigerte und ihr Verdacht beinahe zur Gewißheit wurde.

Sie ging nun mit sich zu Rathe, wie sie sich in dieser Angelegenheit Licht verschaffen solle? Anfangs wollte sie mit ihrem Gatten darüber sprechen, unterließ es jedoch, weil sie bei ihm, dem das Geheimhalten des Einbruches über Alles ging, kein geneigtes Ohr zu finden fürchtete. Sie beschloß also auf eigene Gefahr zu handeln, und zuerst über Wilhelm Erkundigungen einzuziehen. Sie begab sich daher zu seiner Tante.

Frau Josephine ging sehr behulsam zu Werke. Sie legte weitläufig an, und rückte ihrem Ziele immer näher. Sie forschte zuerst nach der Moralität des jungen Mannes, da es einer Mutter nicht gleichgültig sein könne, ihre einzige Tochter in einer schlimmen Gesellschaft zu wissen, u. s. w.

Frau Graser deprecirte gegen jeden Verdacht, da ihr Wilhelm zwar ein lieber Schatz, aber auch die personificirte Tugend und Unschuld sei; sie ergoß sich in eine weitläufige Auseinandersetzung seiner Moral, Sittsamkeit und Sparsamkeit.

Letzteren Punkt faßte die Stadtfrau auf, und forschte nach seinen Revenuen.

Die Tante erzählte, was sie wußte, und kam auch auf die letzten Ausgaben zu sprechen, die von einer Lection herrühren.

Frau Josephine verwunderte sich, daß der junge Herr bisher dieser Lection nicht erwähnt habe.

Frau Eva verwunderte sich jetzt auch; ja, es begann ihr sogar aufzufallen, wie es denn komme, daß Madame Steller dergleichen Nachforschungen pflege?

Darauf konnte nun Diese keine bestimmte Antwort ertheilen. Das Ende war, daß die Stadtfrau die Tante bei dem Wohle ihres Neffen beschwor, auf seine Ausgaben und Verbindungen ein aufmerksames Auge zu richten, da es sonst leicht kommen könnte, den jungen Menschen plötzlich an einem Abgrunde zu sehen, wo er unerrettbar seinen Untergang finden würde. Nachdem sie noch um Geheimhaltung dieses Besuches bat, versprach sie bald wieder zu kommen, um sich mit ihr weiter zu besprechen.

Darauf empfahl sie sich sehr freundlich.

Die kleine, runde Frau war wie aus den Wolken gefallen.

Was geht da vor, was wird da für ein Spiel getrieben?

Sie vermochte aus den Andeutungen der Stadtfrau nicht klug zu werden. Ein Verdacht, wie der in Rede stehende, kam ihr gar nicht in den Sinn. Da Madame Steller mit der Moralität begonnen hatte, so war dieser Eindruck der Stärkste, sie schüttelte also ungläubig den Kopf

und murmelte: Sollte die Unschuld schon eine heimliche Liebschaft in der Stadt besitzen? Aber er ist ja immer zu Hause, und wenn er nicht zu Hause ist, so weilt er in der Schule, oder er begleitet mich zum Magnetiseur. Oder sollte er vielleicht statt der Schule — das wäre möglich, doch nein, so ruhig, so unbefangen, so schüchtern ist kein junger Mensch, wenn er zum ersten Male verliebt ist, nein, nein, er ist nicht verliebt, doch beobachten will ich ihn, genau beobachten, denn der Abgrund der Frau Steller macht mir bange.

Auf den Schulmeistersohn waren also, ohne daß er es ahnte, die Augen zweier erfahrener Frauen gerichtet, die ihn beobachteten und auf eine fast unheimliche Weise überwachten.

Frau Steller, um den jungen Menschen besser und näher kennen zu lernen, und ihren Verdacht schneller gerechtfertiget zu finden, bat ihn mit heuchlerischer Freundlichkeit, von nun die Musikstunden zu verdreifachen, so daß er wöchentlich drei Mal ins Haus kommen mußte, was dem Schulmeistersohne ganz erwünscht war.

Frau Eva, die zärtliche Tante und sorgfältige Wächterin der lieben Unschuld, hatte indessen, ohne daß sie es wußte, die Gefahr, welche sie für den jungen Menschen befürchtete, selbst herbeigeführt.

Dies begab sich auf folgende Weise:

Neuntes Capitel.

Beim Magnetiseur.

Der Magnetiseur, zu welchem Frau Eva ihre Zuflucht nahm, hatte seine Wohnung auf dem Neuen Markt in der Stadt.

Wir haben bereits erwähnt, daß Wilhelm sie immer dahin begleitete, und im Vorzimmer gewöhnlich wartete, bis die Tante zurückkam.

Der Doctor bewohnte die ganze erste Etage, die er seinem Zwecke entsprechend, eingerichtet hatte.

Der Zulauf zu ihm, wie es sich in einer so großen Stadt erwarten läßt, war ungeheuer.

Ein eigener Amanuensis, ebenfalls ein Jünger der Mesmer'schen Lehre, fungirt in einer Kanzlei und empfängt die Curlustigen oder Bedürftigen. Er forscht nicht nur nach ihrer Krankheit, sondern auch nach ihren Verhältnissen, ihrer Stellung in der Gesellschaft u. s. w. Er examinirt, taxirt und

stellt die Diagnose. Wer der Cur theilhaftig werden will, honorirt — mehr oder weniger, je nach seinen Vermögens-umständen — für Einen Monat voraus. Arme werden gratis zugelassen.

Die Cur-Localitäten bestehen aus mehreren Salons.

Treten wir ein.

Aus dem Vorzimmer kommen wir in den Wartsalon.

Ein prächtig eingerichtetes, sehr geräumiges Gemach umfängt uns, in dessen Mitte sehen wir eine marmorirte Säule. Tapeten schmücken die Wände, längs welchen, so wie um die Säule herum, gepolsterte Sitze angebracht sind. In den vier Ecken befinden sich nette Tischchen. An dem parketirten Fußboden bemerken wir breite, hufförmige Eisen. Die Wartenden geben darauf ihre Füße, sie werden wahrscheinlich auf diese Weise präparirt.

Obwohl die achte Frühstunde kaum vorüber ist, so sehen wir in dem Wart-Salon doch schon mehrere Patienten.

Ein blonder, langer Herr, entsetzlich dünn, mit einer kamehlartig gebogenen Nase spricht mit einem anderen Herrn, der in der That sehr leidend aussieht, wenn man auch die Krücke, die er neben sich lehnen hat, nicht bemerken würde.

Sie fühlen sich also wirklich besser? fragte der Dünne seinen Nebenmann.

Der Schmerz, versetzte der mit der Krücke, ist nicht mehr so heftig, die Sehnen spannen auch nicht mehr so straff, ich bin jetzt im Stande, meinen Fuß um wenigstens eine Zoll-Länge mehr auszustrecken.

Ich gratulire Ihnen, wenn nur die Cur auch mir nützen wird.

Wie viele Visiten haben Sie schon?

Heute die Fünfte.

Das ist freilich noch wenig, ich komme bereits durch drei Wochen her.

Meine Frau, bemerkte der Dünne, ist von ihrem Kopfweh geheilt worden, das bewog auch mich, die Cur zu gebrauchen.

Sie haben ein rheumatisches Leiden?

In der Schulter, da steckt es.

Jetzt kam ein dritter Herr hinzu.

Es war ein dicker, großbäuchiger Mann, sehr ansehnlich. Er trug eine schwere goldene Uhrkette, die Finger mit Ringen überladen, und hatte schwarzes gekrausetes Haar, volle Wangen, Backenbart und lebhafte Augen.

Ah, guten Morgen, Herr Kreuz, sagte er zu dem Krummen, sind Sie auch wieder da?

Guten Morgen, Herr Metzenberg, versetzte der Angeredete freundlich.

Sind Sie auch ein Patient? fragte der Dünne.

Ob ich auch ein Patient bin? Ist das eine Frage! Leider Gott bin ich auch ein Patient, aber ich sage Ihnen, ich glaube, ich könnte noch drei Monate daher kommen, und werde sein noch immer ein Patient. Gott in der Welt, es ist wirklich eine große Kränk, wenn man krank ist, und es glaubts Einem Niemand. Sehen Sie, bester Herr Kreuz, Sie haben ein großes Kreuz, aber Sie haben die Satisfaction, man sieht doch wenigstens Ihr Kreuz, aber ich habe ein Kreuz und kein Mensch glaubt an das Kreuz, das ist die wahre Kränk. Gestern bin ich im Cassino, da kommt der Baron zu mir und

sagt: Nun, Herr von Metzenberg, wie geht's Ihnen? — Dank, Herr Baron, sag' ich, mir geht's sehr schlecht, ich bin krank. — Der Baron schaut mich verdächtig an und sagt: Sie sind krank, man sieht es Ihnen wirklich nicht an, oder fehlt es Ihnen vielleicht im Kopfe? — Ich habe gespielt vor Aerger alle Farben; ich bitte Sie, meine Herren, weil man mir nichts ansieht, muß mir fehlen etwas im Kopfe, ist das nicht eine Kränk?

Wo sitzt Ihr Leiden? fragte der Dünne.

Im Magen, ja meine besten Herren, bei mir liegt's im Magen. Sie werden sehen, mir geht es so, wie dem großen Napoleon, ich werde auch gewiß an dem Magenkrebs zu Grunde gehen. Und sehen Sie, der alte Napoleon hat auch immer sehr gut ausgesehen, und er hat doch müssen sterben in seinen schönsten Jahren.

Glauben Sie nicht, daß der Doctor Sie curiren wird? fragte Herr Kreuz.

Ich sage Ihnen, der curirt mich nicht. Das Ganze ist eine Komödie, Charlatanerie, sonst nichts, gar nichts. Ich bitte Sie, meine Herren, halten Sie mich nicht für so dumm, daß ich glauben soll, diese Streicherei könne Einem helfen — und dann, ich bitte Sie, was soll das heißen, mir fehlts im Magen und er streicht mir immer den Bauch, so daß ich aus dem Zwicken gar nicht herauskomme. Und wissen Sie, was mich dieses Zwicken kostet? Es kostet mich ein schönes Stück Geld; der Eine zahlt monatlich fünf Gulden, der Andere zwanzig, und ich muß zahlen hundert.

Ich finde es natürlich, bemerkte der Dünne, daß ein reicher Mann, wie Sie, mehr zahle.

Was geht mein Geld den Magnetismus an? Was zu theuer ist, ist zu theuer. Ich habe mich lassen einschreiben, weil ich mir schon nicht mehr zu helfen weiß. Ich habe schon Alles probirt, ich habe probirt die Wassercur, ich habe probirt die Semmelcur, ich habe probirt die Champagnercur, ich bin gegangen sogar zum Wunderdoctor nach Penzing und mein Magen ist geblieben, wie er war.

Wenn Sie dem Doctor nicht vertrauen, warum kommen Sie noch hieher?

Weil ich hab' für einen Monat vorausbezahlt, so soll er sich sein Honorar auch herunterstreichen. Ich bekomme täglich drei Striche und zahle monatlich hundert Gulden, da kostet mich der Strich Einen Gulden, sechs und zwei Drittel Kreuzer, und da soll ich ihm noch etwas schenken, fallt mir nicht ein! Er soll sich sein Geld verdienen.

Während dieses Gespräches hatte sich der Wartesalon immer mehr mit Patienten beiderlei Geschlechts gefüllt, unter welchen sich auch unsere Bekannte, Madame Graser, befand.

Die kleine, runde Frau kam an die Seite einer anderen Dame zu sitzen, deren veilchenblaue Augen, gepaart mit feinem, blassem Teint, eine jener schmächtigen Naturen verrieth, denen jeder stärkere Luftstrich gefährlich wird. Ihre sehr zarten Formen, von den dürren Fingern angefangen bis zu den Spazierbeinchen hinab, hatten, wir können uns nicht anders ausdrücken, einen hektikalischen Charakter. Um ihr kränkliches Aeußere zu verhüllen, trug die Dame dunkle Gewänder, welche sie jedenfalls als zur besseren Gesellschaft gehörend, bezeichneten.

Unsere Bekannte unterhielt sich mit ihrer Nachbarin.

Ach Gott, seufzte Eva, wenn es heute nur nicht wieder so entsetzlich voll wird wie gestern, da war es beinahe nicht zum Aushalten, solch eine Ausdünstung, solch ein mephytischer Geruch ist mir noch nicht vorgekommen.

Ja, ja, versetzte die Schmächtige, wo viele und diverse Menschen beisammen sind, da geht es nicht anders. Die Menschen sind nur einzeln zu ertragen, in Massen haben sie eine Menge schlimme Eigenschaften.

Es ist auch kein Wunder, so viele Kranke! Es gibt Tage, wo fünf bis sechshundert Leidende hieherkommen.

Die Anstalt hat Credit, es ist auch natürlich, der Doctor ist gar ein lieber, schöner Mann, man fühlt sich schon besser, wenn man ihn nur ansieht.

Werden Sie gestrichen, Madame?

Ach, nein, dazu bin ich viel zu schwach, ich werde nur angehaucht —

Und es thut Ihnen gut?

Oh, davon haben Sie keinen Begriff. Ein Hauch von diesem Doctor ist mir lieber, wie eine ganze Apotheke. Es ist kein Wunder, wenn man gesund wird.

Ich glaube es, aber ich bin leider nicht so glücklich, klagte Frau Eva, ich werde nicht gestrichen und nicht angehaucht —

Nicht? und warum nicht?

Weil es bei mir keinen leidenden Theil giebt, bei mir liegt es im Blute und da darf ich nichts anderes thun, als in des Doctors Nähe treten und dort einige Minuten verweilen, mir wird von seiner Ausdünstung geholfen.

Ah so, verbesserte die Schwächliche, Sie müssen in seinem magnetischen Dunstkreise verweilen —

Ganz richtig, im Dunstkreis, ich kann mir dieses Wort nicht merken.

Fühlen Sie etwas, wenn Sie dort sind?

Oh, welche Frage, es schwellen mir ordentlich die Adern an und mein Herz klopft stärker. Ich begnüge mich jedoch nicht mit dem Stehen allein, ich öffne immer meinen Mund und athme den Magnetismus in tiefen Zügen ein. Das thue ich aber aus eigenem Eifer, ohne daß der Doctor es weiß.

Während die beiden Damen sich so unterhielten, gesellte sich noch eine Frau zu ihnen. Eine große, starke Figur, von einem Wuchs und von Formen, wie sie ungefähr der Heldenspieler Herr Kunst präsentiren würde, wenn er zufällig eine geworden wäre; sie war ein lebendiger Regimentstambour ins Schöngeschlechtliche übersetzt.

Dieser weibliche Koloß trug einen grünen Mantel von Damentuch, einen grünen Sammthut mit grünem Aufputz und darunter ein erbsengrünes Kleid. Dies Alles war von hübschem Stoff und auch nett gearbeitet, kleidete jedoch die Dame sehr schlecht, sie gehörte zu jener Gattung von Frauenzimmern denen nichts paßt, nichts gut ansteht, die immer vernachlässiget aussehen, sie mögen sich noch so sorgfältig kleiden.

Die Große war eine Bekannte der Frau von Graser, und ließ sich auch an ihrer Seite nieder.

Die Schmächtige schielte mit neidischen Blicken nach ihr, aus ihrer Miene konnte man die Worte lesen: „Ach

wenn man wenigstens den vierten Theil von dieser Frau haben könnte!“

Die große Grüne wendete sich im Gespräche auch an die Schmächtige.

Sie gebrauchen wohl schon länger diese Cur, Madame? fragte sie.

Noch viel zu kurz, um gesund zu werden.

Ach, seufzte der Koloß, Sie sind glücklich, Madame.

Ich, fragte die Schmächtige verwundert, warum bin ich glücklich?

Weil Sie so zart und so niedlich sind.

Die Andere lächelt wehmüthig und erwiederte: Ich beneide Sie wieder, weil sie so stark und gesund aussehen.

Wenn es möglich wäre, sagte die grüne Große, ich tauschte gleich mit Ihnen, blos meinem Manne zu Liebe, er ist ein großer Verehrer von zarten Frauenzimmern.

Wer ist Ihr Gatte, wenn ich fragen darf.

Er ist Fleischhauer vor der Linie, ein guter, braver Mann.

Sie wohnen vor der Linie?

Und fahre täglich mit dem Stellwagen herein, oh, meine Cur kostet ein Heidengeld.

Woran leiden Sie?

Am Kopf. Ach, wenn ich einmal meiner Kopfschmerzen los würde!

Werden Sie gestrichen?

Die Grüne wies den Damen ein leeres Fläschchen und antwortete: Ich bekomme magnetisches Wasser. —

Also eine Medicin? fragte Frau Eva.

Gott bewahre, wer wird denn mediciniren? Es ist blos ein Wasser, aber magnetisirtes.

Hat es irgend einen Geruch?

Ich merke nichts.

Ei Madame, sagte die Schmächtige sehr ernst zu Frau Graser, Sie werden doch nicht glauben, daß der Magnetismus in üblem Geruche ist.

Bewahre, das glaub' ich nicht, aber meine Frage hat einen Grund. Ich werde nämlich von meinem Neffen hieher begleitet. Der junge Mensch wartet gewöhnlich im Vorzimmer auf mich. Als ich die ersten Male hinauskam, reichte er mir wie gewöhnlich den Arm, um mich nach Hause zu führen. Als wir die Treppe hinabgehen, bemerke ich, daß er mit seiner Nase sehr heftig schnuppert. Was hast Du denn, lieber Wilhelm? fragte ich ihn. Ach, meine liebe Tante, antwortete der arme Narr, Sie verzeihen schon, aber ich muß es Ihnen gerade heraus sagen, Sie riechen nicht angenehm. — Sehen Sie, meine Verehrten, das war der Magnetismus. Jetzt riecht der Wilhelm nichts mehr, weil er schon an den Magnetismus gewohnt ist.

Der großen Fleischhauerin war es etwas warm geworden, sie öffnete den grünen Mantel und man sah das grüne Kleid.

Sie sind ja ganz grün angezogen? bemerkte die Schmächtige etwas boshaft.

Grün, erwiederte die Große in einem Tone, der neckisch sein sollte, der aber sehr plump war, grün ist die Farbe der Hoffnung, und ich bin ganz Hoffnung.

Ach, seufzte die Tante Wilhelms, wie beneide ich Sie um dieser Hoffnung willen.

Was haben Sie denn da? fragte die Schmächtige, indem Sie auf ein grünes Seidenband wies, welches die Fleischhauerin um den Hals trug.

Das gehört mit zur Cur.

Das Band?

Das Band nicht, aber das, was d'ran hängt.

Ei, so lassen Sie doch sehen.

Die grüne Große zog das Ende des Bandes aus ihrem Busen hervor und man sah daran ein kleines Hufeisen befestigt, wie es ungefähr für ein halbjähriges Fohlen taugen möchte.

Ach Gott, klagte Frau Eva, da hat mans, wie sorgfältig Sie behandelt werden! Warum hängt er mir nicht auch so einen Magnetismus um, ich muß mich blos mit seiner Ausdünstung, wollte sagen mit seinem Kreisdunst —

Dunstkreis, verbesserte die Schmächtige.

Wollte sagen, mit seinem Dunstkreis begnügen.

Die große Grüne erwiederte: Seien Sie froh, liebe Freundin, daß Sie nichts derartiges umhängen haben. Sie glauben gar nicht, was ich deshalb von den Leuten auszu-

stehen habe. Ich weiß nicht, ob man in Wien auch so maltraitirt wird, aber bei uns vor der Linie, da ist es wirklich nicht zum Aushalten. Diese Intriken und Kabalen sind abscheulich und Alles nur aus Brotneid. Wir haben nämlich einen Bader im Ort, ein Ungeheuer, welches nichts Anderes weiß, als Aderlassen, Blutegel setzen und Schröpfen; ein wahrer Blutsauger, ein Vampyr. Kaum hatte dieser Mensch gehört, daß ich in die Stadt zum Magnetiseur fahre, so ist er wüthend geworden und spielt mir seitdem eine Kabale um die Andere. Anfangs fragte er bald mich, bald meinen Mann, aber natürlich ganz bissig: Nun, wie geht's, wie schlagt die Cur an? Wenn er unserer Magd oder dem Knechte begegnete, rief er ihnen zu: Nun, was macht denn die Meisterin, laßt sie sich in der Stadt brav magnetisiren? Auf diese Weise wurde die Sache im ganzen Orte bekannt und das dumme Volk wies mit Fingern auf mich. Zum Glücke ist mein Mann ein großer Geist, der auf das Gerede der Leute nicht Acht hat, sonst hätt' es Verdruß in Menge gegeben. Neulich kommt die Haushälterin des Baders um Fleisch und fragte ganz bissig: Was kostet das Pfund Fleisch vom magnetisirten? Mein Mann ist aber ein Pfifficus und antwortete ihr sehr ernst: Gerade so viel, wie der Blutegel bei Ihrem Herrn, was aber der werth ist, werden sie am besten wissen. Die Haushälterin ist darüber roth geworden und seitdem ist der Teufel gar los. Der Bader schickt mir die Gassenjungen vor's Fenster, damit sie mir den Spottnamen, Frau Magnetika, hineinbrüllen, dann schreibt er wieder in der Nacht an die Thür unserer Fleischbank: „Elektromagnetischer Fleischverkauf“ und sprengt aus, ich sei eine Monosüchtige und steige

im Mondenschein auf den Dächern herum. Neulich geh' ich am Sonntag in die Kirche, da kommt der boshafte Bader ganz freundlich auf mich zu, macht eine Menge Complimente über mein gutes Aussehen und sagt auf einmal ganz laut, daß wenigstens fünfzig Menschen es hören mußten: Ist es wahr, Madame Dittensteinerin, daß Sie heute Nachmittags mit Herrn Coxwell durch die Luft fahren werden?

Der Pöbel schmunzelte.

Die Leute, schrie der Schröpfer weiter, glauben, weil sie Alles mitmachen, würden sie auch da nicht zurückbleiben.

Ich wurde sehr böse und rief ihm zu: Daß ich nicht Alles mitmache, davon liefern Ihre Curen den Beweis, sonst läg ich schon lange auf dem Friedhof.

Der Bader wurde jetzt noch wüthender und wollte mich wegen Ehrenbeleidigung klagen. Ein Jurist machte ihm jedoch begreiflich, daß es für einen Doctor keine Ehrenbeleidigung sei, wenn man ihm dergleichen in's Gesicht sage, worauf sich der Pflasterschmierer zufrieden gab, er konnte jedoch nicht umhin, gleich am anderen Tage wieder einen Scandal zu produciren. Der Vampyr hat nämlich einen uralten Pudel, ein einäugiges Beſt, welches aber wenigstens drei Schuhe hoch ist und sehr geläufig auf den Hinterbeinen spaziert. Diesem Vieh gibt das Ungeheuer ein grünseidenes Band um den Hals und hängt ihm ein unbändiges Hufeisen daran, ein zweites befestigt er ihm an den Schwanz. In diesem Aufzuge läßt er das Vieh durch die Straße spazieren, fünfzig Gassenjungen hinterdrein und schreien ohne Unter-

laß: Zwei Groschen, die ganz neue, magnetische Cur, die wir erst kriegt haben! Es ist ein Scandal, sag ich Ihnen, und Alles aus Brotneid.

Die Fleischhauerin hatte die letzte Exclamation eben ausgestoßen, als man die Rufe vernahm: Die Cur beginnt!

Zehntes Capitel.

Beim Magnetiseur und am Kohlmarkt.

Aus dem Wartesalon führten verschiedene Thüren in andere Gemächer.

Eine Thüre ging in einen äußerst eleganten Salon, zu dem nur die Welt von Rang und Reichthum Zutritt hatte, eine führte in einen Salon, wo die unentgeldlichen Curen vorgenommen wurden, eine dritte verband den Wartsalon mit dem gewöhnlichen Cursaal. Als die Thüre geöffnet wurde, strömte Alles hinein und machte vor einem großen dunklen Vorhange Halt. Hinter diesem ruhen die magnetischen Mysterien, und die gläubige Menschheit stand erwartungsvoll da und athmete die schwüle Luft und die abscheuliche Ausdünstung so Vieler, deren ekliges Leiden in Hautkrankheiten, Brüchen, u. s. w. bestand.

Jetzt geht der Vorhang theatralisch auf, man sieht

einen mit Teppichen belegten Boden, in der Mitte einen Tisch, dessen Platte nur auf einer Säule ruht.

Auf dem Tische stehen gläserne Scheiben mit Siegellack eingefaßt, Krüge mit Wasser, Flaschen, verschiedene galvanische Präparate, die vielleicht mehr für das Auge, als für den Gebrauch da sind.

Seitwärts vom Tische steht eine spanische Wand, hinter welcher nach einander jene Patienten kommen, deren Cur eine theilweise Entledigung der Gewänder erheischt.

Hinter dem Tische sitzt der Doctor schwarz gekleidet.

Jetzt erhebt er sich.

Sein Aeußeres ist elegant, nobel, er selbst ein sehr schöner Mann. Sein Auge elektrisirt. Die Manieren sind leicht, die Bewegungen graziös, dabei aber doch sehr beweglich. Viele, die Döbler in der Blüthe seiner Jahre gesehen haben, erinnern sich unwillkührlich an ihn.

Er tritt vor, winkt, und die Patienten nähern sich der Reihe nach, und die andern müssen in gehöriger Ferne bleiben, um nicht zu lange in seiner magnetischen Peripherie zu weilen, wo sie einer zu starken Influenz ausgesetzt wären.

Nun beginnt die Cur mit einer solchen Rapidität, daß in ein Paar Stunden mehrere hundert Personen abgefertigt werden.

Dem Einen bläst er seinen magnethaltigen Odem zu, dem Andern streicht er die kranke Stelle, der Dritte erhält magnetisirtes Wasser, der Vierte spaziert hinter die spanische Wand, Andere nähern sich ihm nur, bleiben da eine Weile stehen, und entfernen sich dann.

Die schmächtige Frau hat eben einige Haucher erhalten,

wobei sie jedesmal erbebte, und machte dem krummen Herrn Kreuz Platz. Dieser verzog bei den Streichen krampfhaft das Gesicht, und man sah die Merkmale des Schmerzes. Der Tünne mit der Kamehlnase wird gestrichen, die grüne Fleischhauerin erhält ihr Wasser. Darauf trippelt ein Dämchen hinter die spanische Wand, man hört einige Schreie und Alles ist vorüber. Ein schwacher Herr klappert beim Streichen mit den Zähnen, als ob er kaltes Fieber hätte, ein junges Weibchen ruft immer. „Oh, oh, oh!" und man weiß nicht, ob es ihr wohl oder weh ist. Herr Metzenberg, den der Baron gefragt hatte, ob ihm etwas Besonderes fehle, erhält seine Striche, macht dabei eine Schulterbewegung und eine Pantomime, als ob er sagen wollte: „Wieder drei Gulden und zwanzig Kreuzer hinausgeworfen!" und entfernt sich. Gleich darauf ertönen hinter der spanischen Wand einige Schmerzensrufe, während dem steht die kleine runde Glaser in der Nähe des Tisches und schnappt nach Luft, so wie ein Fisch, wenn er ans Land kommt.

In dem Cursaal wird es immer schwüler, die Patienten, statt abzunehmen, scheinen sich zu vermehren, wir eilen hinaus, machen im Vorzimmer Halt und erzählen, was sich hier zuträgt.

Unter den Wenigen, die sich hier aufhielten, befand sich der junge Schulmeistersohn: er wartete hier gewöhnlich die Rückkunft seiner Tante ab. Der junge Mensch, den das Schauspiel des Durchganges intressirte, musterte Alle, die das Zimmer passirten, ohne dabei an etwas Arges zu denken.

Gleich beim zweiten Male gewahrte er ein Fräulein,

welches so wie er hier harrte und das — als er sich mit seiner Tante entfernte — hier zurückblieb.

Beim nächsten Besuche war das Fräulein wieder da, und Wilhelm dachte bei sich: „Sie ist wahrscheinlich auch eine Begleiterin."

Das Fräulein war sehr hübsch. Schlank wie eine Pappel, frisch wie eine Rose und beweglich wie Quecksilber. Das Merkwürdigste an ihr war ein dunkelblaues Auge und rabenschwarzes Haar. Zwei Farben, die man bei einer Person an diesen wichtigen Schönheitstheilen selten beisammen finden.

Das Alles fiel indessen dem Schulmeisterssohne nicht besonders auf, denn, wenn man so unerfahren ist, wie Wilhelm, so versteht man es noch nicht, die Reize eines weiblichen Wesens zu analisiren, er lenkte seine Blicke vielmehr, wie es bei Kindern immer der Fall ist, auf die Gewänder der Personen und fand nun bei diesem Fräulein eine Toilette, die ihn magnetisch anzog.

Die junge Schöne — sie mochte vielleicht neunzehn Jahre zählen — trug ein dunkelblaues Tibetkleid, darüber eine schwarze Sammtmantille mit breiten Spitzen besetzt und einen eleganten Blondenhut. Es fehlte bei ihr weder an Schmuck noch an jenen hundert Bijouterien, die alle zum Putz gehören und mit denen die immerwechselnde Mode so erfinderisch ist; zur Steuer der Wahrheit mußte man indessen bekennen, daß an ihrer ganzen Toilette nichts war, was auf der Straße nur irgend hätte auffallen können, wie es leider bei vielen Damen der Fall ist.

Der junge Schulmeisterssohn sah also in Folge seiner

Sympathie für eine hübsche Toilette diese öfter an, was dem Fräulein nicht unbemerkt blieb. Es wird in Wien wenig Frauen geben, die es nicht gleich bemerkten, wenn sie von einem jungen hübschen Manne öfter angesehen werden, und Wilhelm war, wie selbst seine gewiß nicht unerfahrene Tante sagt: „Ein lieber Schatz!“

Beim nächsten Besuche kam das Fräulein etwas später als Wilhelm, und er sah sie mit einer ältlichen Frau kommen, welche sich aber gleich in den Wartesaal begab und die Schöngekleidete wie immer zurückließ.

Das Fräulein hatte heute in der Toilette einige Variationen angebracht, was dem jungen Menschen Stoff zu neuen Beobachtungen bot.

Wenn Wilhelm im Besitze von nur einiger Menschenkenntniß gewesen wäre, würde er bemerkt haben, daß das Fräulein seine Nähe nicht floh, sondern vielmehr so um ihn herum trippelte, daß man ohne Mühe wahrnehmen konnte, man würde ihm nicht zürnen, wenn er es wagte, ein Gespräch anzuknüpfen. Da dies aber nicht geschah, so schüttelte die Schöne heimlich den Kopf und wußte nicht, ob sie den Jüngling unter die Stolzen, Blöden oder Unerfahrenen rangiren solle; um sich hierüber einige Aufklärung zu verschaffen, machte sie durch das Zimmer eine Promenade, und ließ wie von Ungefähr, als sie in die Nähe des jungen Menschen kam, ihr weißes Spitzentuch fallen.

Wilhelm hob es sogleich auf, und sagte, es ihr höflich überreichend: Fräulein, ich bitte, Sie ließen Ihr Tuch fallen.

Die Schöne nahm es lächelnd und erwiderte: Ich danke Ihnen recht höflich, mein Herr!

Wilhelm verneigte sich und die Conversation hatte vorläufig ein Ende.

Der junge Mensch ist weder blöde noch stolz, dachte das Fräulein, sondern blos unerfahren.

Nach einer Weile kam das Fräulein abermals in Wilhelms Nähe und sagte: Ach heute dauert die Cur wieder lange.

Wie ich merke, hat sie vor Kurzem erst begonnen.

Sie begleiten wahrscheinlich auch Jemanden hieher?

Meine Tante.

Die alte Frau, mit welcher ich vorhin kam, ist auch meine Tante.

Also auch Sie, Fräulein, begleiten eine Tante.

Beide lächelten.

Vorläufig, begann das Fräulein wieder, bin ich nur Begleiterin, nächsten Monat werde ich aber Patientin sein.

Sie wissen also jetzt schon, daß Sie im nächsten Monat erkranken werden.

Muß man denn erkranken, um diese Cur zu gebrauchen, kann man nicht irgend ein Leiden haben?

Oh, gewiß, es fehlt Ihnen vielleicht auch innerlich.

Das Fräulein wurde betroffen.

Ich will nicht hoffen, mein Herr, daß Sie anzüglich werden.

Womit denn, mein Fräulein? fragte Wilhelm erschreckend.

Ihre letzte Aeußerung ist sehr unanständig.

Thut mir sehr leid, aber meine Tante sieht auch sehr gesund und sehr hübsch aus und wie sie mir selbst sagte, fehlt es ihr auch innen.

In diesem Momente wurde das Gespräch unterbrochen.

Aus dem Wartesalon kam ein vornehmer dicker Herr sehr aufgeregt heraus und rannte an einen Andern an, der eben kam und in den Wartesalon wollte.

Ich bitte tausend Mal um Verzeihung.

Macht nichts, macht nichts. Wohin so eilig, Herr von Metzenberg?

Ich laufe fort, weil ich bin ärgerlich, wüthend über diese abscheuliche Charlatanerie?

Warum Charlatanerie?

Warum, weil ich werde nicht gesund.

Ihr Magen ist vielleicht incurabel.

Wie heißt incurabel? Warum soll sein gerade mein Magen incurabel?

Du lieber Himmel, wenn man alle Krankheiten curiren könnte. —

Zu was ist nachher der Magnetismus da, wenn er nicht einmal stärken kann meinen Magen?

Hunderte Menschen danken dem Magnetismus ihre Heilung, sollte er nicht da sein, weil er gerade Ihren Magen nicht heilt? Der Magnetismus ist eben ein heroisches Heilmittel, so wie z. B. die Wassercur. Sie müssen sich nicht lächerlich machen und dort von Charlatanerie sprechen, wo die Kräfte der Natur Wunder wirken? Hunderte von Men-

schen werden geheilt, wenn sie gerade jene Krankheiten besitzen, die durch den Magnetismus geheilt werden können.

Was sollen aber Jene machen, die leider Gottes eine andere Krankheit haben?

Was machen Sie bei den andern Curmethoden? Heilt der Allopath alle Krankheiten? Kann es der Homöopath?

Gott in der Welt, hören Sie mir mit der Homöopathie auf, diese Cur fällt mir nicht ein im Schlaf. Da soll man nicht essen gesalzen, nicht gewürzt, nichts Geistiges, nichts Saueres, und was bekommt man für sein Geld? Winzige Kugerl, lauter Milliontel, Gott in der Welt, ist das eine Cur?

Warum ärgern Sie sich also über den Magnetismus? Wenn Sie mir folgen wollen, so fragen Sie den Doctor noch einmal, ob er glaube, Ihnen helfen zu können oder nicht, und wenn er sagt, ja, so halten Sie aus, und es wird Ihnen besser werden. Jetzt Adieu.

Der Herr ging in den Wartesalon.

Metzenberg sah ihm nach, schüttelte den Kopf, und sagte: Ich weis schon, was ich zu thun habe.

Er wendete sich um, erblickte das Fräulein, und eilte auf dasselbe zu.

Gott in der Welt, rief er, Fräulein Nina, was machen Sie da?

Ich habe meine alte Frau hieher begleitet.

Wohnen Sie noch in Ihrem früheren Logis?

Wir sind ausgezogen, und wohnen jetzt am Kohlmarkt, Nummer 1300, im zweiten Stock.

Ich werde mir's merken.

Sie eilen schon fort?

Ich muß, der Magnetismus greift mich ungeheuer an.

Er hielt sich den Bauch, und stürzte hinaus.

Wilhelm wendete sich jetzt wieder zu dem Fräulein, und fragte: Wer ist dieser Herr?

Mein Onkel.

Wahrscheinlich der Gemal der alten Frau d'rinnen?

Das Fräulein verneinte lächelnd, und sagte: Die alte Frau ist meine Tante von der väterlichen, dieser Herr aber ist mein Onkel von der mütterlichen Linie.

Der junge Mensch hatte auch die dem Onkel gegebene Adresse vernommen, und dachte: Das Fräulein muß jedenfalls aus einem vornehmen Hause sein, denn auf dem Kohlmarkt wohnen nur reiche Leute, und da ich öfter durch diese Straße gehe, so muß ich mir doch das Haus Nummer 1300 besehen, wo sie im zweiten Stock wohnt.

Jetzt kam ein junger Herr aus dem Wartesalon, dessen Antlitz mit einem schwarzen Tuche umbunden war. Er litt an Zahnschmerzen. Nichts desto weniger sah er nach dem Fräulein, eilte auf dasselbe zu, grüßte sehr freundlich, und sagte: Ah, Fräulein Nina, es freut mich ungemein, Sie zu sehen.

Nina machte einen Knix und lächelte schelmisch.

Sind Sie immer wohlauf? Man sollte eigentlich gar nicht fragen, Sie werden ja von Tag zu Tag reizender. Dieser feine Teint, die Perlenzähne, das herrliche Auge, das Haar, mit einem Worte ein Engel.

Wilhelm durch den Enthusiasmus des jungen Zahn-

schmerzlers aufmerksam gemacht, richtete jetzt beim Fräulein sein Augenmerk von der Toilette auf die Person; er folgte dem gehörten Inhalts-Verzeichnisse, und dachte: Der junge Herr hat Recht, das Fräulein ist wirklich so reizend, wie ihre Toilette elegant ist. Meiner Treu, sie ist ein Engel.

Dem Schulmeisterssohne wurde von diesem Momente an etwas wärmer um's Herz, er betrachtete die Schöne mit anderen Augen, nahm größeren Antheil, und verrieth dies durch beredtere Blicke.

Der junge Herr sprach ein wenig leise mit dem Fräulein, grüßte dann artig, und eilte fort.

Wilhelm, in Folge der Theilnahme, erkundigte sich nach dem jungen Herrn, und erhielt die Auskunft, daß er ihr Cousin sei.

Ohne etwas Arges zu denken, sagte er treuherzig: Wahrscheinlich ein Sohn der alten Frau.

Nina schüttelte den Kopf, und sagte: Nein er ist der Sohn einer andern Tante.

Ihre Familie, Fräulein, muß sehr zahlreich sein?

Ich habe viele Verwandte.

Und gebrauchen Sie alle die magnetische Cur?

Das Fräulein lachte und sagte: Sie sind kein Wiener, mein Herr?

Ich bin aus Mähren.

Sie sind auch noch nicht lange hier?

Woher ist Ihnen dies bekannt?

Es ist nicht schwer zu errathen, dachte Nina, gab

jedoch laut eine Antwort, welche für den Jüngling nicht beleidigend war.

Jetzt kam die alte Frau aus dem Wartsalon. Nina empfahl sich freundlich und ging mit der Tante fort. Nach einer Weile kam auch Frau Graser.

Das schöne Fräulein beschäftigte die Gedanken des jungen Menschen, heute zum ersten Male hörte er nicht auf die redselige Tante, die ihm auf dem Nachhausewege eine Menge Dinge erzählte, und er war froh, als er endlich sich selbst überlassen, seinen Ideen ungestört nachhängen konnte.

Woran man am Tage denkt, davon träumt man in der Nacht. Wilhelm träumte von Nina.

Am andern Morgen konnte er den Besuch beim Magnetiseur kaum abwarten, allein seine Ungeduld war vergeblich. Nina und ihre Tante blieben heute aus. Der Schmerz getäuschter Hoffnung machte den Jüngling traurig, er nahm sich vor, Nachmittags über den Kohlmarkt zu spazieren, und das Haus, wo Nina wohnte, aufzusuchen.

Dreizehnhundert ist eine runde Zahl, die man nicht so leicht vergißt; im Kopfe des jungen Menschen wimmelte es von Nullen, er ging von Haus zu Haus und fand endlich die bezeichnete Nummer.

Ein schönes Haus, murmelte er, hier wohnen gewiß lauter vornehme Leute, ich hab' mir's gleich gedacht, daß sie dazu gehören muß. Das Haus hat drei Etagen und in der zweiten wohnt sie. Ich möchte wohl wissen, was sie jetzt macht. Am Ende ist sie gar nicht zu Hause?

Er begab sich auf die entgegengesetzte Seite der Straße, sah hinauf nach den Fenstern des zweiten Stockes, konnte je-

doch nichts wahrnehmen. Er hätte das Fräulein gerne gesehen; der Gedanke hinaufzugehen lag nahe, allein seine Schüchternheit wies ihn Anfangs zurück. Nach einigem Kampfe raffte er seinen Muth zusammen und trat in das Haus.

Während er die Treppe hinaufging, pochte sein Herz immer heftiger, plötzlich hielt er inne und dachte: Ich bin da im Begriffe, zu fremden Leuten, in eine fremde Wohnung zu gehen, was werde ich antworten, wenn man mich um die Ursache meines Besuches befragt?

Er beantwortete die an sich selbst gerichtete Frage: Ich werde mich erkundigen, warum die Frau Tante heute nicht zur Cur kam? und schritt dann muthig weiter.

Im zweiten Stocke angelangt, sah er mehrere Thüren; welche führt zu ihr?

Er ging auf's Gerathewohl auf Eine zu und klingelte. Ein Schieber in der Thüre öffnete sich und eine kreischende Frauenstimme schrie heraus: Was gibt es hier?

Ich bitte, ich wünsche mit Fräulein Nina zu sprechen.

Hier wohnt keine Nina! rief die Stimme und schloß den Schieber.

Wilhelm wurde von dem barschen Tone unangenehm berührt.

Die Alte ist griesgrämig, murmelte er, ich will bei der nächsten Thüre anfragen.

Er klingelte.

Eine lange Pause verstrich. Niemand ließ sich vernehmen.

Er klingelte wieder.

Jetzt hörte er schlürfende Schritte. Ein alter Herr mit Filzstiefeln und Schlafrock öffnete die Thüre.

Was wünschen Sie? fragte er mürrisch.

Ich bitte, ist Fräulein Nina nicht zu Hause?

Der Alte fixirte den Jüngling von oben bis hinunter, und dann wieder von unten bis hinauf, machte ein stockfinsteres Gesicht, zog sich zurück und brummte: Sie könnten Ihre Zeit auch nützlicher verwenden, junger Mensch; hier wohnt keine Nina.

Wilhelm wurde sehr mißvergnügt.

Die Höflichkeit ist in diesem Hause nicht heimisch, dachte er, da ich aber bereits an zwei Thüren geklingelt habe, so will ich's auch bei der Anderen versuchen.

Bei der nächsten Thüre kam eine Zofe heraus.

Ist Fräulein Nina zu Hause?

Das Fräulein ist ausgegangen.

Allein oder mit der Frau Tante?

Mit der Frau Tante? fragte die Zofe.

Nun ja, mit derjenigen, welche auf dem Neuen Markte die magnetische Cur gebraucht.

Die Zofe schmunzelte und sagte: Ah so! ja, das Fräulein ist mit der Tante ausgegangen.

Ich bitte, mich zu empfehlen.

Danke recht schön. Welchen Namen soll ich nennen?

Sagen Sie nur, Wilhelm, der Herr, der ebenfalls seine Tante zum Doctor begleitet.

Damit entfernte er sich.

Dem Himmel sei es gedankt, sagte er, jetzt weiß ich wenigstens, an welcher Thüre ich — wenn ich das nächste Mal

komme — zu klingeln habe, um nicht den Unmanierlichkeiten der Nachbarn ausgesetzt zu sein. Nina ist mit ihrer Tante ausgegangen, heute werde ich sie wohl nimmer sehen, vielleicht kommt sie morgen zur Cur.

Seine Hoffnung wurde jedoch abermals getäuscht, das schöne Fräulein kam nicht.

Die Unruhe bei dem jungen Menschen nahm zu, er dachte fast ohne Unterlaß an das Fräulein, sein Herz wurde immer bewegter. Gefühle wurden wach, von deren Dasein sich bisher keine Spur zeigte.

Er begab sich Nachmittags wieder auf den Kohlmarkt, denn es zog ihn mit unwiderstehlicher Kraft zu dem Fräulein.

Dieses Mal war er glücklicher, Fräulein Nina war zu Hause.

Er trat in ein sehr hübsch möblirtes Gemach. Fräulein Nina und die alte Tante saßen an einem Arbeitstische, unweit von ihnen befand sich ein junger Mann, der aus einem Buche vorlas.

Das Fräulein hatte den jungen Menschen kaum erkannt, so brach sie in ein heftiges Lachen aus und rief: Ei sieh da, eine magnetische Bekanntschaft, was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?

Ich wollte ... die Frau Tante ... zwei Tage ... keine Cur ...

Nina verdolmetschte die gestammelte Antwort: Sie wollten sich um unser Befinden erkundigen, weil wir schon zwei Tage nicht bei der Cur waren. Das ist sehr freundlich von Ihnen und wir danken Ihnen für die Theilnahme. Wie Sie sehen, befinden wir uns recht wohl. Wie geht es Ihnen?

Ich danke, Fräulein, mir geht es auch recht gut.

Nina fand es schicklich, die jungen Herren einander vorzustellen, und sagte: Herr Wilhelm, der Neffe seiner Tante, ein junger Mähre — Herr Mauter, Privatier, mein Cousin.

Also auch ein Cousin! dachte der Schulmeistерssohn und verneigte sich gegen den Privatier. Dieser that zwar auch, als verbeuge er sich, schoß jedoch wilde Blicke auf unseren Bekannten und sagte: Also ein Mährer sind Sie, es freut mich Ihre werthe Bekanntschaft zu machen.

Da seine Miene diese Freude ganz und gar nicht verrieth, so lachte Nina muthwillig und ergötzte sich an dem Aerger des Cousins, der unwillig auf dem Stuhle hin- und herrutschte.

Man schien zu warten, daß Wilhelm die Unterhaltung eröffne, da dies jedoch nicht erfolgte, so begann Nina: Darf man fragen, was Sie nach Wien geführt hat?

Ich studire Pädagogie.

Also ein Pädagog! rief der Cousin spöttisch, ein zukünftiger Schullehrer.

Wilhelm nickte.

Wie lange haben Sie noch zu studiren?" fragte die Tante.

Anderthalb Jahre.

Und dann?

Dann werde ich mich um eine Stelle bewerben.

Das wird lustig werden! rief Herr Mauter.

Wilhelm verstand den Witz nicht und sagte: Ich werde einst vielleicht die Stelle meines Vaters bekommen.

Ihr Vater ist also auch Schullehrer, sagte Nina, worauf der Cousin bemerkte: Das Geschäft bleibt in der Familie, trachten Sie nur dann, auch einen Sohn zu bekommen, den Sie dann wieder zum Schullehrer machen.

Dazu hat es noch Zeit, erwiederte der Jüngling schämig.

Wie alt sind Sie denn?

Achtzehn Jahre.

In zwei Jahren sind Sie zwanzig; wenn Sie da die Anstellung erhalten . . .

Das geht nicht so schnell als Sie glauben, mein Vater war schon dreißig Jahr alt, als er die Schule erhielt.

Und was machte er bis dahin?

Er war Schulgehilfe.

Auch eine schöne Gegend! bemerkte der Cousin.

Der spöttische Ton fiel jetzt dem Jüngling auf, er wurde roth und sagte: Die Gegend ist zwar nicht so schön, aber ehrlich, und ehrlich währt bekannter Maßen am längsten.

Sie scheinen das Fibelbuch sehr gut auswendig zu können?

Es gibt noch viele Sprüchlein, die sich Mancher hinter's Ohr schreiben könnte.

Der Cousin sprang zornig auf, Nina hielt ihn zurück und sagte: Herr Wilhelm ist bei mir zu Besuch, wenn Sie etwas mit ihm auszumachen haben, so wählen Sie sich einen andern Schauplatz, in meiner Wohnung verbitte ich mir jeden Scandal.

Sie nehmen noch seine Partei? rief der Cousin.

Sie haben ihn durch Sticheleien herausgefordert.

Herr Wilhelm ist ein Ehrenmann, wenn auch etwas unerfahren —

Diese Unerfahrenheit scheint Ihnen aber sehr zu gefallen.

Jedenfalls mehr als die Raffinirtheit gewisser Leute.

Der Cousin war fürchterlich aufgeregt, schleuderte auf Nina und Wilhelm wüthende Blicke und eilte ohne Gruß von dannen.

Der Jüngling schüttelte über diese Roheit sehr mißbilligend den Kopf und das Fräulein sagte: Man muß Anverwandten Manches zu Gute halten.

Seit der Entfernung des Cousins fühlte sich Wilhelm bei dem Fräulein viel behaglicher, man plauderte, er erzählte von seiner Tante, seinem Vater und Onkel — es verging keine Stunde und die beiden Frauen kannten seine Verhältnisse, als ob sie ihn schon Monate lang kennen würden; es ist eben ein Vorzug der Aufrichtigkeit, daß man sich ihr schneller befreundet, weil man sich auch schneller kennen lernt.

Wilhelm erzählte auch, wie er gestern schon dagewesen sei und ihn die Nachbarn, als er nach Fräulein Nina gefragt habe, nicht gar höflich abfertigten.

Das Fräulein lachte herzlich.

Ich will Ihnen, sagte sie, das unmanierliche Benehmen dieser Leute gleich erklären. Die alte Frau, bei welcher Sie zuerst klingelten, hat einen liederlichen Sohn, den ich heirathen soll, was ich aber nicht mag, weil ich mein kleines Vermögen nicht von meinem Manne durchgejagt haben will; der alte Herr neben an ist ein sehr ehrbarer Professor, den

mein Fortepiano-Spiel ärgert. Der gute Herr studirt immer, hört jeden Ton, den ich auf meinem Clavier anschlage, und wird dadurch in seinen Studien gestört. Das thut mir zwar leid, allein meine Leidenschaft ist das Clavierspiel, so wie die seine das Studium. Ich werde mich seinetwegen nicht incommodiren. Warten Sie, Sie sollen ihn gleich hören, wie er böse ist.

Nina eilte zum Flügel und begann eine Polka.

Beim vierten Tacte schon hörte man von jenseits mit den Händen an der Wand trommeln, die jungen Leute lachten.

Warten Sie, sagte jetzt Wilhelm, der Herr Professor hat mich gestern unhöflich behandelt, ich will's ihm heute vergelten. Wir wollen vierhändig spielen, das gibt mehr aus.

Er ließ sich an Nina's Seite nieder und sie begannen einen Marsch zu trommeln, der ganz andere Leute als einen Professor zur Verzweiflung gebracht hätte.

Die alte Frau wollte sich ausschütten vor Lachen.

Jetzt vernahm man von drüben herüber ein fürchterliches Geheul.

Was ist das, fragte Wilhelm erschrocken.

Spielen wir nur fort, raunte ihm Nina in's Ohr, das ist sein Hund, den er uns zum Trutze in den Schweif kneipt, damit das Geheul des Köters uns unangenehm wird.

Ich bitte Fräulein, fortissime; wir wollen hören, wer eher ermüdet, er bei dem Kneipen, oder wir bei dem Spiel.

In den beiden Quartieren herrschte ein Höllenlärm, der Professor war wüthend, die Anderen lachten. Endlich gab der Erstere nach. Der Hund wurde still, bald darauf verstummte das Fortepiano.

Nina klatschte freudig in die Hände.

Dem Himmel sei's gedankt, rief sie, heute habe ich ihn zum ersten Male zum Schweigen gebracht, und das verdanke ich Ihnen, Herr Wilhelm. Sie müssen wieder kommen.

Wenn Sie es erlauben?

Ob ich es erlaube? Ich bitte Sie darum, Sie spielen vortrefflich, wir wollen oft mit einander musiciren, damit mein Herr Nachbar sich daran gewöhnet. Kommen Sie, wann Sie wollen, Sie werden mich außerordentlich verbinden.

Wilhelm fühlte sich sehr glücklich; er blieb noch eine Weile, versprach bald wieder zu kommen und wurde von den Frauen sehr freundlich entlassen.

Als er bei der Thüre draußen war, sagte Nina: Ein vortrefflicher Junge — ein wenig dumm, aber das macht nichts — ich werde mir ihn schon ziehen. Es geht nichts über eine gute Erziehung.

Die Frauen lachten, machten Toilette und gingen in die Oper.

Eilftes Capitel.

Alte und neue Liebe.

Wer vermöchte es wohl die Pein zu ermessen, welche in dem Herzen Mariens, der verlassenen Geliebten des Rothen, wüthete.

Wir sagen verlassen, denn im Momente finden wir keine andere Bezeichnung. Im eigentlichen Wortsinne war das unglückliche Geschöpf auch nicht verlassen, denn der Rothe besuchte sie noch, sie war auch nicht betrogen, denn sie wußte ja, daß er nach dem Besitz einer Anderen strebe, sie wußte es nicht nur, sondern sie mußte ihn sogar unterstützen, sie mußte ihm helfen, ihre Nachfolgerin zu betrügen. Sie war also nicht verlassen, nicht betrogen, sondern auf die schändlichste Weise mißhandelt.

Man mußte das bedauernswerthe Wesen sehen, wie es am Fenster saß, bleich wie eine Leiche, die Augen noch tiefer als sonst eingesunken, dabei rothgeweint, der Körper abge-

härmt und abgemagert, und dazu zeitweise das trockene, dürre Hüsteln, so mußte man sie sehen und hören, um selbst mit dieser Verworfenen Mitleid zu fühlen.

Wenn die Unglückliche aber glauben mochte, ihr Schmerz habe schon den Höhenpunkt erreicht, es könne, außer dem offenen, völligen Verstoßenwerden von Seite Konrads, keine größere Qual über sie kommen, dann irrte sie sich, denn was der Böse noch im Sinne hatte, war hundertfach ärger, was ihr bevorstand, war für sie — die personificirte Leidenschaft — noch martervoller, noch gräßlicher.

Es ist Nachmittag.

Marie nähte Handschuhe.

Plötzlich geht ein Mann am Fenster vorüber — es ist Konrad.

Das Mädchen springt auf, und eilte dem Kommenden entgegen; der Rothe ist freundlich und duldete ihre heftigen Liebkosungen.

Bei diesem Geschöpfe ist Alles Leidenschaft und nicht Zärtlichkeit.

Zwei Tage, ruft Marie klagend, bist Du ausgeblieben!

Bin aber doch gekommen, Du siehst, ich halte Wort; wenn Du folgsam bist, werde ich Dich nie ganz verlassen.

Das Mädchen erbebte. Die Rede verhieß ihr nichts Angenehmes, da Konrad sie an Folgsamkeit erinnerte. Sie seufzte schwer auf.

Der Rothe achtete nicht darauf, sondern ließ sich nieder.

Du hast mir neulich einige Gulden gegeben, sagte er, ich bin in der Lage meine Schuld zu tilgen. Da nimm! —

Sie nahm das Geld und seufzte wieder.

Seine Blicke verfinsterten sich.

Warum seufzest Du heute so fleißig, fragte er mürrisch, Du weißt, ich bin kein Freund von finstern Gesichtern.

Wenn mein Gesicht finster ist, wer trägt die Schuld daran:

Ah so, Du bist eifersüchtig! Thut mir leid, ich kann Dir nicht helfen.

Du bist also für meinen Schmerz gleichgültig?

Ich bedaure denjenigen nie, der sich selbst quält. Marie, greife an Dein Herz und antworte mir aufrichtig, kannst Du mit gutem Gewissen fordern, daß ich Dir treu bleibe?

Sie senkte die glühenden Augen zu Boden und murmelte: Ich war nicht immer so, auch ich war einst schön und gesund, was ich jetzt bin, wurde ich durch Dich, meine Leidenschaft für Dich ist meine Schuld, sonst nichts — nichts!

Ich tadle Deine Gefühle nicht, antwortete er, und wünschte mir, daß Du auch die Empfindungen eines Zweiten respectirst.

Konrad, bat das Mädchen, ich beklage mich nicht darüber, daß Deine Liebe zu erkalten beginnt, was mich martert, ist die Rolle, die Du mir dabei aufdringst, mir, Deiner unglücklichen Geliebten.

Wie Du kindisch bist. Ich wollte Dir beweisen, daß ich aufrichtig bin, daß es mir darum nicht zu thun ist,

Dich zu betrügen, ich glaubte, Du würdest einen Trost darin finden, zu wissen, daß ich mich um die Liebe eines braven Mädchen bewerbe; aber ich sehe, ich habe mich getäuscht, Dir ist es lieber, wenn ich Dich ganz verlasse; gut, es soll geschehen.

Ein Wild im Busch, an dessen Seite plötzlich ein Schuß fällt, kann nicht heftiger aufschrecken, als es Marie in diesem Momente that.

Verlassen? kreischte sie, nein, nein, Du darfst mich nicht verlassen, ich habe gethan, was Du begehrt, Du mußt Dein Versprechen halten.

Deine Aufgabe, mein Schatz, ist aber noch nicht zu Ende.

Noch nicht, hauchte das Mädchen, mein Gott, was verlangst Du noch?

Die Angst schnürte ihr die kranke Brust zusammen, sie horchte athemlos seiner Rede entgegen wie der Verbrecher dem Urtheilsspruche des Richters.

Du wirst Dich gleich ankleiden, und Lotti besuchen. Sie wird gewiß sehr freundlich sein und Du bittest sie hierauf, sie möge Dich auch mit einem Besuche erfreuen. Zu diesem Zwecke gibst Du ihr Deine Adresse und fragst sie um die Zeit, wann sie kommen würde? Ich bin Abends wieder hier, um von Dir den Tag und die Stunde ihres Besuches zu erfahren.

Als Marie diesen Befehl hörte, rief sie: Konrad — nimmermehr — Du willst mit Lotti sprechen — hier in meinem Zimmer — in meiner Gegenwart — nimmermehr — eher will ich sterben. —

Er lachte höhnisch, erhob sich vom Sitze und sagte: Du wirst nicht sterben, sondern thun was ich begehre. Wenn ich Abends komme, und nicht die erwünschte Auskunft erhalte, so siehst Du mich nicht wieder. Jetzt thue, was Dir beliebt.

Er verließ, unbekümmert um Mariens Schluchzen und Klagen die Stube.

Das Mädchen warf sich jammernd auf das Canapee, die Thränen floßen glühend über die fahlen Wangen, der Kampf der Eifersucht und der Leidenschaft war entbrannt. Jene gebot ihr Widerstand zu leisten, diese hieß sie gehen und sich Konrads Willen zu fügen, doch, so wie immer bei diesem Geschöpfe, trug auch dieses Mal die Leidenschaft den Sieg davon. Matt und kraftlos machte sie sich auf, und trat den Weg in die Eisengasse an.

Als der Rothe Abends kam, ward ihm die befriedigende Nachricht, daß die Tochter des Dürrkräutlers versprochen habe, Marie schon am nächsten Nachmittage zu besuchen.

Lotti war zu gutmüthig und zu glücklich, um für das arme Mädchen nicht die innigste Theilnahme zu fühlen. Sie sagte freudig zu, als Marie sie um ihren Besuch bat, weil sie von dem Gewebe, mit dem man sie umschlang, keine Ahnung hatte. In ihren Gedanken war der junge Mann, der sich um ihre Liebe bewarb, brav und solid, und hatte redliche Absichten; es fiel ihr nicht ein, zu denken, daß er mit Marie in irgend welcher Verbindung stehe, noch viel weniger, daß die Einladung der Letzteren auf sein Geheiß geschehe.

Als daher der nächste Nachmittag erschien, beeilte sie

sich ihr Versprechen zu erfüllen und begab sich auf das Schottenfeld in die Zieglergasse.

Die Tochter des Dürrkräutlers war hübsch gekleidet, ihr Aussehen frisch, jugendlich, das Auge leuchtend, die Miene freundlich, ihr Antlitz von dem Dufte der ersten Liebe umweht. Man merkte es der Jungfrau ab, daß sie im Entzücken der ersten Liebe schwamm. Freude strahlte vor ihr her, sie sah nur die Sonnenseite des Lebens, sie war in ihrer Liebe, in ihrer Unerfahrenheit und Unbesorgtheit glücklich.

Und dieses Geschöpf betrat jetzt Mariens Stube!

Die Unschuld kam ahnungslos in den Aufenthalt des Lasters; sie begab sich in der festen Ueberzeugung, die Armuth durch Theilnahme zu erfreuen, in die gelegte Schlinge, ungewarnt und unbekümmert.

Wer wird sie schützen, wer wird ihr im Augenblicke der Noth beistehen?

Wir sehen dem Verlaufe der nächsten Stunde mit Bangen entgegen, wir spähen vergebens nach einer schützenden Macht, es bleibt uns nur Eine Hoffnung, die — welche am Ende allen Sterblichen bleibt — die Hoffnung auf die Allgerechtigkeit Gottes.

Lotti hüpft in die Stube.

Marie erbebt.

Da bin ich, ruft die Jungfrau, nicht wahr, ich halte Wort? Lassen Sie sich nicht stören, liebe Marie, ich habe Ihnen Thee und Kuchen mitgebracht, den Thee für die Brust, den Kuchen für den Magen; ich bitte Sie, arbeiten Sie weiter, ich lege Hut und Mantel ab, setze mich zu Ihnen und

wir plaudern eine Weile, dabei können Sie fortnähen, um sich in Ihrem Erwerbe nicht zu verkürzen.

Marie versuchte zu nähen, ihre Hände zitterten.

Lotti blickte um sich.

Sie wohnen hier sehr stille, in dieser Beziehung lobe ich mir die Hofwohnungen, sonst aber ist mir eine Wohnung auf die Straße hinaus lieber, man hat doch manchmal eine Abwechslung. Und Sie leben da ganz allein?

Ganz allein! stammelte die Geliebte des Rothen.

Das ist traurig, sehr traurig!

Lotti sprach diese Worte mit vieler Theilnahme. Marie wagte es, sie anzuschauen, und erpreßte einen schweren Seufzer.

Es trat eine stumme Pause ein.

Wie kommt es, fuhr Lotti fort, daß Sie noch ledig sind?

Arme Mädchen, lautete die Antwort, finden nicht leicht einen Mann.

Die Tochter des Dürrkräutlers machte eine Pantomime, als ob sie sagen wollte: „Sie haben recht!“ und dankte dem Himmel im Stillen, daß er sie nicht arm gemacht.

Mariens Gedanken waren immer zwischen Konrad und Lotti vertheilt. Sie zitterte seiner Ankunft entgegen und betrachtete mit marterndem Neid das junge hübsche Mädchen, dessen Frohsinn und Heiterkeit sie nur noch mehr verletzten.

Ob sie ihn wohl liebt? diese Frage tauchte in der gepeinigten Seele auf, und gleich darauf: Wie, wenn sie ihn nicht

liebte, wenn sie ihn von sich wiese, wenn er gezwungen wäre, ihr zu entsagen?

Sie wollte sich Gewißheit verschaffen.

Haben Sie schon an's Heiraten gedacht, Mamsell Lotti?

Die Jungfrau erröthete leicht und erwiederte: Ich dachte wohl daran, und wenn ich aufrichtig sein soll, ich hoffe —

Sie haben also schon eine Wahl getroffen?

Ich hätte wohl den Mann gefunden, dem ich angehören möchte, allein der Vater —

Sie fürchten also —

Seinen Widerspruch, denn er hat andere Absichten.

Und wer ist der Glückliche, dem Ihr Herz sich zugewendet?

Sie sahen ihn schon, sagte Lotti und lächelte.

Mariens Herz drohte zu zerspringen.

Es ist derselbe junge Mann, fuhr Lotti fort, von dem wir sprachen, als Sie vor einiger Zeit bei mir waren, der Techniker, der nächstens die Anstellung erhält. —

Ich erinnere mich, stammelte die Geliebte des Rothen, den lieben Sie also?

Er ist es! versetzte Lotti mit geheimnißvoller Scheu, denn es war das erste Mal, daß sie mit einem lebenden Wesen von der Neigung ihres Herzens sprach.

Die Tochter des Dürrkräutlers hatte die Worte: „Er ist es!" eben geflüstert, so ging Konrad an dem Fenster vorüber.

Beide Mädchen fuhren zusammen. Lotti war über-

rascht, Marie entsetzt, sie fühlte die Vorboten dieser entsetzlichen Stunde.

Beide hatten sich noch nicht gefaßt, als Konrad schon eingetreten war.

Fräulein Lotti, begann er, zürnen Sie mir nicht, daß ich Sie hier in einer mir und Ihnen fremden Wohnung überrasche. Ich ging an Ihrem Hause vorüber und sah Sie ausgehen. Ich folgte Ihnen in der Ferne, bis Sie in diese Stube traten. Wem mag Ihr Besuch gelten? fragte ich mich. Ich erkundigte mich beim Hausmeister, wer dieses Quartier bewohne? Er nannte mir den Namen dieser Mamsell, die ich — wie ich mich erinnerte — mehrere Male bei dem Fabrikanten sah, von dem sie die Arbeit bekommt, darauf hin wage ich also einzutreten. —

Marie bot ihm einen Sitz und sagte, indem sie das Auge senkte: Ich bitte, mein Herr, nehmen Sie gefälligst Platz, bei mir sind Sie vollkommen entschuldigt, denn ich kenne das Ansehen, in welchem Sie bei meinem Arbeitgeber stehen. Fräulein Lotti ist meine Wohlthäterin — der Unglücklichen drohte die Sprache zu versagen — es soll mich also freuen, ihr gefällig zu sein. —

Die Rollen wurden so natürlich gespielt und die Komödie war so gut eingeleitet, daß die Jungfrau in alle diese Reden nicht den geringsten Zweifel setzte; ihre Verlegenheit verlor sich in der erhaltenen Aufklärung, und sie sagte: Wahrhaftig ich hätte es nimmermehr geglaubt, mit Ihnen heute noch zusammen zu treffen, am allerwenigsten hier, bei Mamsell Marie, die ich heute zum ersten Male besuche; aber so geht es immer, der Mensch denkt und Gott lenkt.

Arme Bethörte! Deine Schritte hat heute der Böse gelenkt und Gott allein vermag es, sie zu Deinem Heile zu wenden.

Konrad ließ sich an Lottis Seite nieder und faßte ihre Hand.

Durch Mariens Brust fuhr es wie tausend Dolche.

Es war eine fürchterliche Situation.

Marie mußte seine glühenden Blicke sehen, welche die schöne Jungfrau zu verzehren drohten, sie mußte seine Schmeichelworte hören, die nicht mehr ihr, sondern einer Andern galten, sie mußte sehen, wie er Lottis Hand mit Küssen überdeckte, wie er ihre Taille umschlang — das Alles mußte sie sehen, hören und dabei — schweigen! Sie durfte die Folterqual ihres Herzens durch keinen Laut, durch keine Miene verrathen, sie durfte nicht weinen, nicht aufjammern, nicht einmal seufzen durfte sie!

Die Situation war fürchterlich.

Schamröthe bedeckte Lottis Wangen; ihre Liebe, welche bisher — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — das Tageslicht noch nicht erblickt hatte, wagte sich nur scheu aus der Verborgenheit hervor, sie warf furchtsame Blicke auf Konrad, und flehte ihn mit Geberden an, auf die anwesende Dritte Rücksicht zu nehmen.

Der Rothe lächelte und sagte mit heuchlerischer Herzlichkeit zu seiner älteren Geliebten: Mamsel Marie, mein Eintritt in Ihre Stube wird Sie schon überzeugt haben, daß mir dieses Fräulein nicht gleichgiltig ist, und daß wahre Liebe Alles wagt. Wir machen Sie zur Vertrauten unserer Gefühle, zum Schutzengel unserer Liebe.

Marie sah Konrad an. Solche freche Blasphemie, solch teuflische Schlechtigkeit hatte sie diesem Manne nimmermehr zugetraut.

Ah, murmelte sie bei sich, fast leichter aufathmend, er liebt sie nicht, er will sie nur verderben, so weit könnte er den Spott nicht treiben, wenn nur ein Funke Gefühl für dieses Mädchen in seiner Brust schlummerte. Nein, nein, er liebt sie nicht.

Dieser Gedanke goß einige Kraft in die Seele dieses verworfenen Mädchens. Das Verbrechen machte sie nicht zurückschaudern, wenn nur von Konrads Seite nicht die Liebe mit im Spiele war.

Sie sagte zu Lotti: Sie gestanden mir vorhin, daß Herr Konrad der Mann sei, dem Ihr Herz gehöre, ich war also schon Ihre Vertraute, bevor dieser eintrat, entziehen Sie mir dieses Vertrauen jetzt nicht, denken Sie sich, ich wäre Ihre Schwester. —

Ja Marie, versetzte Lotti in der Seligkeit und Unschuld ihres Herzens, seien Sie meine Schwester, ich habe nur einen Vater, dem ich mich anzuvertrauen nicht wage, oh, lebte meine Mutter noch, oder besäße ich eine Freundin. —

Ich will Ihre Freundin, Ihre Schwester sein, unterbrach sie Marie und erwiederte mit klopfendem Herzen die Liebkosungen des unschuldigen Mädchens.

Der Rothe schmunzelte und murmelte bei sich: Braves Mädchen — spielt vortrefflich ihre Rolle — ich will ihr immer ein treuer Freund bleiben.

Die Dunkelheit begann mittlerweile heranzubrechen. Lotti sprach mit Konrad, Marie — die glühend heiße

Stirne auf die Hand gestützt — saß nachdenkend am Fenster.

So verging wieder eine Weile.

Jetzt wendete sich der Rothe plötzlich zu Marie: Es ist dunkel geworden!

Die Angeredete fuhr empor und sagte: Ich werde Licht machen — doch mir fällt ein — ich habe keine Kerze zu Hause — verweilen Sie nur ruhig, bis ich zurückkomme, ich werde Kerzen holen —

Sie ging hinaus.

Lotti eilte ihr nach.

Wohin wollen Sie? fragte Konrad betroffen.

Ich will nur wenige Worte mit Marie sprechen, antwortete die Tochter des Dürrkräutlers, und ließ den Rothen allein zurück.

Vor der Stube befand sich eine kleine Küche. Hier zog Lotti ihre neue Freundin an sich und lispelte ihr leise zu: Liebe Marie, als ich Ihnen vorhin den Thee gab, vergaß ich ganz, Ihnen auch dieses einzuhändigen; Sie sollen Kerzen holen und haben vielleicht kein Geld, nehmen Sie, ich bitte Sie, Sie sind ja meine Freundin, und sollen es immer bleiben. So lange ich lebe, werde ich für Sie thun, was meine Verhältnisse gestatten; nehmen Sie, meine liebe, liebe Marie!

Sie drückte dem Mädchen Banknoten in die Hand und eilte ohne den Dank der Ueberraschten abzuwarten, in die Stube zurück.

Marie verließ die Küche, ging an den Fenstern vor-

über, damit der Rothe sie bemerkte, dann aber blieb sie stehen.

Ich kann nicht fort, flüsterte sie bei sich, ich muß hören, was sie sprechen; ich sollte zwar jetzt das Haus verlassen, aber ich kann nicht, ich muß zurück, ich muß sie belauschen.

Ihren Entschluß ausführend, bückte sie sich rasch, kroch unter dem Fenster vorüber, und schlüpfte ungehört in die Küche zurück.

Hier zündete sie eine Kerze an — denn ihre Entfernung war nur ein Vorwand und gehörte mit zur Komödie — schlich dann behutsam zur Thüre und horchte.

Konrad und Lotti sprachen von ihr.

Marie hörte, mit welcher Theilnahme die Jungfrau von ihr redete, wie rührend, wie herzlich sie von Lotti bedauert wurde, und der Sturm in der Seele des Mädchens begann wieder seine Fittiche zu rühren; ein Gedanke tauchte besonders in ihr auf und der war: Sie ist Deine — Wohlthäterin!

Sie hatte von der Tochter des Dürrkräntlers viele Beweise der Herzensgüte, des Vertrauens und der Barmherzigkeit empfangen, Lotti hatte ihr viele Stunden der Noth gemildert, die erhaltenen Spenden verschafften ihr oft Nahrung, Licht und Wärme; selbst jetzt, in diesem Momente, kam die Ahnungslose herausgeeilt und gab ihr Geld — ihr, die mithalf ihre Wohlthäterin zu verderben. Zu diesen Betrachtungen gesellte sich auch noch das wieder erwachte Gefühl der Eifersucht, alle Qualen, die auf kurze Zeit eingeschlummert waren, taumelten, wie von einem Schlage aufgeschreckt empor und zerfleischten ihren Busen.

Das Gehör anstrengend, die Hände krampfhaft an ihre Brust gedrückt, flüsterte sie bei sich: Oh, er ist ein Elender — und sie — ein Engel! — Mich hat er verdorben, verstrickt, daß ich von ihm nicht lassen kann, und jetzt will er auch sie verderben. Sie weiß nicht — sie ahnt nichts — und ich — mein Gott — ich — horch — er redet ihr zu — oh, der Teufel — wie süß die Worte von seinen Lippen tönen — Lotti schweigt — er spricht wieder von seiner Liebe — zu ihr — und immer von seiner Liebe — und ich — ich lebe für ihn nicht mehr — nur sie — sie allein, liebt er — Lügner, Satan, Schurke — ha, was ist das — er spricht nicht mehr — es wird stille. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

In diesem Momente zischt es in dem Busen des Mädchens wie tausend Schlangen auf, ihr Blut siedet, die Furien der Leidenschaft durchrasen ihr Herz, der Rest des besseren Gefühls spiegelt ihr die eigene Undankbarkeit in riesigen Formen, sie faßt die brennende Kerze, und stürzt bleich, wie ein aufgejagtes Gespenst, in die Stube.

Lotti eilt erschreckt auf sie zu, Marie sinkt ihr mit dem Ausrufe: „Ich bin todtkrank!“ in die Arme.

Der Rothe glühend und zitternd, will die Mädchen mit roher Gewalt trennen, Lotti hält ihn jedoch ab, und sagt flehend: Lassen Sie, Sie sehen, die Arme ist ja ohnmächtig!

Und in der That — Marie ward jetzt leblos zum Sopha geleitet.

Konrad wüthete, er mußte jedoch seinen Grimm verbergen, um sich vor Lotti nicht zu verrathen.

Herr Konrad, bat ihn die Jungfrau, ich bitte Sie, holen Sie einen Arzt, ich habe Marie versprochen, mich ihrer anzunehmen, ich will mein Wort halten.

Der Rothe, wollte er sich nicht verdächtigen, mußte sich auch diesem Wunsche fügen.

Marie war indessen zu sich gekommen, und bat Lotti die Nachbarin zu holen.

Als diese erschien, wurde sie von der Kranken ersucht, Lotti nach Hause zu begleiten

Die Tochter des Dürrkräutlers wollte die Ankunft des Arztes abwarten, allein Marie flehte sie an, nach Hause zu gehen, da sie sich jetzt so weit erholt habe, um ohne Gefahr allein bleiben zu können.

Lotti fügte sich und versprach am nächsten Tage wieder zu kommen.

Als Konrad mit dem Arzte erschien, war Lotti schon fort.

Der Rothe verließ wüthend die Stube und das Haus.

Zwölftes Capitel.

Wirkungen eines Besuches.

Das Glück der Familie Reubald glänzte nicht mehr ungetrübt. Eine graue Wolke trübte die Flur, ein Stein war in die früher spiegelhelle Fluth geschleudert worden und wühlte den Bodensatz auf, den Schlamm, der sich seit Jahren schon auf dem Grunde gelagert hatte.

Die arme Fanni!

Gestern noch so zufrieden, so häuslich verklärt — und heute gefoltert von Scham, von banger Sorge, von Furcht.

Um die Lage dieser Frau richtig zu beurtheilen, muß man das Verhältniß, wie es zwischen ihr und ihrem Gatten obwaltete, genau berücksichtigen.

Ungleiches Alter — Herr Reubald hätte Fanni's Vater sein können — und ungleiche Vermögensumstände — Fanni war, wie wir bereits erwähnt haben, ein armes

Mädchen, als Herr Neubald sie zur Hausfrau machte — diese brachten es mit sich, daß die Frau vor ihrem Gatten jene Scheu fühlte, wie man sie einer älteren Person, einem Wohlthäter gegenüber immer empfindet. Bei aller Verehrung und Innigkeit für den Gatten, hatte sie es doch nie vermocht, ihm gegenüber jene unbegrenzte Vertraulichkeit an den Tag zu legen, wie sie bei Eheleuten gleichen Alters und gleicher Glücksgüter vorherrschend ist. So groß ihre Herzlichkeit auch war, so vergaß sie doch nie die Hochachtung, die sie dem Schöpfer ihres Glückes schuldete. —

Fanni hegte vor ihrem Gatten keine Furcht, aber sie fühlte Ehrfurcht, und diese hielt immer eine gewisse Schranke gezogen, welche die Frau nie überschritt. Vielleicht war gerade das genaue Einhalten dieser Grenze die Ursache des beneidenswerthen Familienglückes, wie wir es bei Neubald kennen lernten, jetzt aber war auch diese Schranke die Ursache, daß die herangebrochene Gefahr leichteres Spiel fand, um jenes Glück rascher über den Haufen zu werfen.

Die Lage der armen Fanni war eine schreckliche.

Zwischen sie und ihrem Gatten trat plötzlich die Vergangenheit, eine Zeit, welche der Gatte nicht kannte.

Noch kennt der Leser das Verhältniß nicht, in welchem Fanni einst zu Konrad gestanden, wenn Sie aber seine Worte hören, wenn Sie die Macht erwägen, die er noch jetzt über sie ausübt, dann müssen Sie glauben, Herr Florian Neubald habe nicht ein armes, schuldloses Mädchen, sondern eine unglückliche Verbrecherin zum Altare der Besserung geführt. Die späteren Blätter dieses Gemäldes werden Ihnen Gewißheit verschaffen und die Vergangenheit dieser Per-

sonen enthüllen. Vor der Hand begnügen wir uns mit den Wirkungen,

Was sollte die unglückliche Frau thun? Es gab nur zwei Wege, entweder sprechen oder schweigen. —

Sollte sie vor ihren Gatten hintreten und ihm gestehen was er nicht wußte? sollte sie — um die Herrschaft, welche Konrad über sie durch jene geheimnißvolle Vergangenheit ausübte, abzuschütteln — sollte sie vor ihm hinsinken und ihm bekennen, was sie bis jetzt verheimlicht hatte? Um dieses zu thun, hätte jene Schranke, die zwischen ihr und Florian immer gezogen blieb, nicht vorhanden sein dürfen; jene Schranke, welche die unbegrenzte Vertraulichkeit, die zu einem solchen Schritte gehört, immer verhinderte. Eine, wenn auch nicht gut zu heißende, so doch leicht erklärliche Scheu hatte sich der jungen Frau bemächtiget, sie fürchtete für das Glück ihrer Ehe für sich, ihren Gatten und ihr Kind, wenn sie die Vergangenheit freimüthig eröffnete, sie fürchtete, das Vertrauen, die Neigung, die Achtung ihres Gatten zu verlieren. Reubald war ein braver, gutmüthiger, und nicht engherziger Mann, letzteres bewies der Umstand, daß er ein armes Mädchen zur Frau nahm, aber er gehörte noch der früheren Zeit an, jener Zeit, in welcher sich der Bürger über das, was man Ehrbarkeit nennt, nicht so leicht hinwegsetzte; wie würde nun ein Mann mit solcher Denkungsweise ein Geständniß, wie es ihm Fanni abzulegen hatte, aufgenommen haben?

Die Lage der jungen Frau war eine schreckliche.

Wir finden sie in ihrem Gemache — das Antlitz bleich — die Augen roth geweint.

Zwei Tage sind seit jenem entsetzlichen Besuche verflossen. Fanni weiß nicht, was sie thun, was sie lassen soll. Der Kampf in ihrem Innern wüthet fort. —

Minna sitzt seitwärts und fürchtet, sich der Mutter zu nähern; das kleine, unschuldige Wesen scheint es zu fühlen, daß seine Liebkosungen die Mutter nur noch mehr schmerzen; jetzt schleicht sich das Kind hin und sagt traurig: Mütterchen, bist Du krank?

Fanni sieht ihr Kind unter Thränen an und lispelt: Ja, ich bin krank, sehr krank.

Auch sie würde ich verlieren, murmelt sie dann leise; würde er sein Kind einer Frau anvertrauen, die er nicht mehr achtet? Ach, ich habe dieses Kind immer als das Glück meines Lebens gepriesen, und jetzt — fast möcht' ich wünschen, kinderlos zu sein, denn wär ich dies, ich würde ihm, wenn auch mit zerrissenem Herzen, meine Schuld bekennen, und dann sein Haus verlassen; so aber müßt' ich mein Kind entweder zur vater- oder mutterlosen Waise machen, meine Minna, meine herzige Minna!

Sie faßte leidenschaftlich das Mädchen, hob es auf ihren Schooß, überschüttete es mit Liebkosungen und weinte dabei.

Obwohl die junge Frau sich anstrengte, den Kampf in ihrem Innern ganz vor dem Gatten zu verbergen, so vermochte sie doch nicht die Aenderung an ihrem Aeußeren zu verhüllen. Neubald gewahrte zu seinem größten Erstaunen, daß seine Gattin merklich bläßer wurde und ihre Augen Spuren zahlreich vergossener Thränen zeigten.

Vorsichtig und bedächtig, vermied er es, sie um die Ur-

sache zu fragen, sondern wollte noch einige Tage abwarten, um sie während dieser Zeit genauer zu beobachten. Er bemerkte nun, daß in dem Benehmen seiner Frau eine gewisse Aengstlichkeit eingetreten war, sie hatte zwar ihre Sorgfalt um ihn vermehrt, aber was sie that, war nicht mehr so unbefangen wie früher. Ihren Liebkosungen fehlte die herzliche Unbefangenheit, die Naivität des Gemüths, ja, er hörte sogar, in Momenten, wo sie sich unbemerkt glaubte, verstohlene Seufzer.

Was ist hier vorgefallen? dachte er, welcher Kummer drückt ihre Seele? So viel ich weiß, gab es keinen Verdruß im Hause, und wenn auch, so ist dies noch kein Grund, sich darüber so heftig zu grämen.

Jetzt vermochte er nicht länger zu schweigen, Besorgniß und Unruhe bemächtigten sich auch seiner, er beschloß sich derselben zu entledigen.

Man hatte eben den Mittagstisch verlassen.

Neubald, statt sich in sein Zimmer zu begeben, faßte vertraulich die Hand seiner Gattin und sagte: Liebes Kind, ich habe mit Dir ein Viertelstündchen zu plaudern.

Fanni's Herz klopfte, sie suchte unbefangen zu scheinen und sagte: Muß es gleich jetzt sein? Willst Du nicht lieber Dein Schläfchen machen?

Nein, mein Kind, wir wollen jetzt sprechen, ich denke dann ruhiger zu schlummern.

Die junge Frau erbebte leise, jetzt wußte sie, daß er ihren Kummer bemerkt habe.

Die Gatten befanden sich im zweiten Gemache, Neubald hatte seine Frau freundlich an der Seite niedergezogen,

hielt ihre Hände vertraulich in den seinigen und sagte: Liebe Fanni, Du bist seit einigen Tagen sehr verändert, Dich drückt ein schwerer Kummer, bemühe Dich nicht, dies in Abrede zu stellen, denn Dein Spiegel würde Dir dasselbe sagen. Ich habe mich vergebens bemüht, für diese plötzliche Aenderung einen Grund zu finden, ich bitte Dich daher, mir die Ursache Deines Kummers mitzutheilen.

Die junge Frau, noch immer bemüht ihre Fassung zu behalten, lächelte, schmeichelte dem Gatten und erwiederte: Deine liebreiche Aufmerksamkeit rührt mich, sei indessen außer Sorge; ich fühle mich seit einigen Tagen unwohl, es ist ein körperliches Leiden, das wohl nicht lange dauern wird.

Herr Reubald war mit dieser Angabe nicht zufrieden.

Ich will Dich nicht Lügen strafen, mein Kind, sagte er, und ich will glauben, daß Dein verändertes Aussehen von einem körperlichen Leiden herrühre, allein eben so wahr ist es auch, daß dieses Leiden einem schweren Kummer sein Entstehen verdankt. Fanni, sei aufrichtig, gestehe mir, denn ich, ich finde keinen Grund zu einem so schweren Kummer, es müßte denn sein, daß vielleicht der Augenblick herangebrochen ist, wo Dir das Band, welches uns bisher so glücklich machte, lästig wird.

Bei diesem schrecklichen Verdachte stieß die junge Frau einen Schmerzensruf aus, sank vor dem Gatten nieder und rief, seine Hände an ihre Brust pressend: Um des Erlösers willen beschwöre ich Dich, Florian, denke von mir, was Du willst, nur mit diesem entsetzlichen Verdachte belaste mich nicht. So lange ich Dich kenne, habe ich nur in Dir des Lebens höchstes Glück gefunden, seitdem ich Deine Gattin bin,

ist kein Gedanke an einen anderen Mann in meiner Seele aufgetaucht, ich rufe Gott den Allmächtigen zum Zeugen, daß dieses die reinste Wahrheit ist!

Neubald hob die Gattin auf und erwiederte freundlich: Warum so heftig, liebe Gattin, was ich sprach, war kein Verdacht, sondern nur eine Annahme, an die ich selbst nicht glaubte. Damit ist aber für die Sache selbst noch nichts gethan, die Wirkung ist einmal vorhanden und ich möchte die Ursache wissen. Du wirst doch begreifen, liebes Kind, daß es mir nicht angenehm sein kann, zu sehen, wie Du Dich abhärmst, ohne daß ich weiß, warum?

Die junge Frau hatte sich wieder gefaßt und entgegnete: Oh, ich begreife das sehr wohl, denn Du warst immer liebreich und theilnehmend; allein Du mußt mich nicht erschrecken durch Reden, die mich zur Verzweiflung bringen könnten, Du mußt dort nichts Ungewöhnliches suchen, wo Du vielleicht etwas Alltägliches finden wirst.

Wenn die Ursache Deines Kummers eine alltägliche ist, dann wirst Du Dich um so weniger weigern, sie mir mitzutheilen, jedenfalls ist es auffallend, sich über Alltägliches so sehr zu grämen.

Du hast recht, mein Freund, es mag auffallend sein, allein Du mußt auch nicht vergessen, daß Du es mit einem schwachen Weibe zu thun hast, mit einer Frau, deren Glück so groß ist, daß sie schon bei dem Gedanken, diese Seligkeit könne gestört werden, zittert. Denke Dir zum Beispiel, mein Freund, ich hätte einen bösen Traum gehabt —

Sie hielt inne.

Neubald sah sie fragend an.

Ein Traum, erwiederte er nach einer kurzen Pause, wer wird denn um eines Traumes willen sich abhärmen?

Du wirst es nicht thun, mein Freund, ein Anderer auch nicht, aber ich — mein Gott — ich kann nicht dafür — ich bin so schwach, so abergläubisch.

Das ist aber kindisch.

Du hast recht, es ist auch kindisch, thöricht, aber welcher Mensch kann sich trüber Gedanken erwehren, wenn sie ihn einmal überkommen? Wo soll ich die Kraft hernehmen, Ahnungen, die meine Seele durchfluthen, zu bannen? Wäre ich in Deinem Hause nicht so unaussprechlich glücklich, ich würde nicht so namenlos ängstlich sein, fühlte ich nicht, wie unverdient ich diese Seligkeit genieße, ich würde nicht zitternd und zagend der Zukunft entgegen sehen.

Der Gatte schüttelte das greise Haupt und entgegnete: Du genießest das Glück in meinem Hause nicht unverdient. Deine Liebe und Treue haben Dir ein Recht dazu gegeben, Dein Fleiß und Deine Sorgfalt haben in mein Haus Ordnung und Pünktlichkeit gebracht. Du hast mich mit einem lieben, herzigen Kinde beschenkt, Du bist als Gattin und Mutter ein Muster weiblicher Tugend, da kann von einem unverdienten Glücke keine Rede sein. Doch kommen wir wieder auf unsere Angelegenheit zurück, Du siehst meine Liebe, ich bin sehr hartnäckig, willst Du mir nicht den Traum mittheilen, der Dir und auch bereits mir, so viel Kummer macht?

Die junge Frau zögerte.

Mein Gott, klagte sie dann, soll ich das Schreckliche gar erzählen.

Je schrecklicher desto besser, lächelte Florian, mir wirst Du nicht bange machen —

Ich kann nicht, ich kann nicht —

Ich zwinge Dich, wer weiß, ob Deine Angst nicht schwinden wird, wenn Du andere Leute über die Ursache derselben scherzen siehst —

Die junge Frau faßte in der Verlegenheit und Angst ihres Herzens einen Entschluß. Sie wollte durch eine scheinbare Erdichtung erproben, welchen Eindruck ein allenfallsiges Bekenntniß auf ihren Gatten machen würde.

Ich will es versuchen, begann sie, Dir den schrecklichsten Traum meines Lebens in wenigen Worten zu erzählen. Mir schien es, als ob ich an Deiner Seite in einem Walde lustwandelte. Minna hüpfte vor uns her und pflückte Blumen. Wenn sie einen Strauß beisammen hatte, gab sie ihn Dir, Du stecktest ihn an meinen Busen und sagtest: Hier soll der Sammelplatz aller Blumen sein, die wir am Lebenspfade finden.

Das ist gar nicht schrecklich! bemerkte Herr Florian lächelnd.

Oh, spotte nicht und höre weiter. Plötzlich flammt's im Walde auf, die Luft, früher schattenkühl, wird heiß, in den Wipfeln prasselts, wie wenn weiches dürres Holz in Flammen aufgeht, und aus der Ferne vernimmt man ein Brüllen, bei dem man nicht unterscheiden kann, ob es Menschen oder Thieren angehört. Ich klammere mich an Dich, Du sprichst mir Muth zu, plötzlich ruf ich aus: Florian, um Gotteswillen, wo ist unser Kind? Wir eilen fort, da stürzt unsere Minna außer Athem und mit fliegendem Haar

auf uns zu und schreit: „Schütze mich — der Böse kommt!“ Wir blicken auf und vor uns steht ein Ungeheuer, nicht Mensch, nicht Tiger und nicht Hyäne, besitzt es doch von Jedem ein Theil, vom Menschen den Kopf, vom Tiger die raublustigen Tatzen und von der Hyäne die Grab und Leichen witternde Schnauze. Das Ungeheuer stürzt auf mich los, ich sinke jammernd in die Knie, Du trittst ihm entgegen. Zurück, heult es Dir zu, diese da ist mein, war mein, bevor sie Dir gehörte, sie hat mit mir geschwelgt, mit mir in Leichen gewühlt. —

Herr Reubald saß jetzt ernst und stumm da, Fanni war immer bläßer geworden. Als sie die letzten Worte sprach, murmelte Florian: Ein gräßlicher — gräßlicher Traum!

Bei dieser schrecklichen Anklage, fuhr die junge Frau zögernd fort, schrie ich auf, ich wollte sprechen, aber Todesangst umschnürte meine Kehle, und ich war nicht im Stande ein Wort zu meiner Vertheidigung zu finden; das Ungeheuer stürzt auf uns los, ich raffe Minna vom Boden auf und will entfliehen, sie wird mir entrissen, ich stürze auf das Ungeheuer los, vergebens, ich sehe, wie es unser Kind zerfleischt, schreie auf und lag schweißgebadet im Bette.

Sie hatte geendet und sah angstbleich den Gatten an.

Dieser schüttelte ernst den Kopf und sagte dumpf: Der Traum ist eben so gräßlich als widersinnig. Es ist thöricht von Dir, einem solchen Hirngespinnste Aufmerksamkeit zu schenken. Was nicht möglich ist, sollte Einem unmöglich Angst einflößen.

Bei diesen Worten fühlte Fanni in ihrem Busen einen rasenden Schmerz. Dem Gatten galt ein Fall, wie der im

Traum erzählte, für **unmöglich**, sie glaubte von ihm ihr Urtheil gehört zu haben und beschloß — zu **schweigen**.

Ich will Deiner Ansicht beistimmen, sagte sie so unbefangen als möglich, ich will mich zwingen, nicht mehr an das Hirngespinnst zu denken, ich sehe jetzt ein, es war kindisch, mich ob eines solchen Traumes zu grämen.

Neubald faßte freundlich ihre Hand und sagte: Ich hoffe, Du wirst das Thörichte eines solchen Aberglaubens einsehen.

Damit hatte die Scene ein Ende. —

Bei der jungen Frau war der Gedanke an ein offenes Bekenntniß zurück geschreckt; **Neubald** hielt das Ganze für einen Traum, bei dessen Wirkung die Angst der Mutter um ihr Kind die Hauptrolle spielte.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Fanni hatte wohl das Versprechen geleistet, nicht mehr an die Sache zu denken, allein sie that es nur, um den Gatten zu beruhigen, der Schmerz und die Angst wühlten im Stillen fort und der Zwang, den sie sich anthun mußte, um ihr Gefühl zu verbergen, war wenig geeignet, ihr Leiden zu verringern.

Eines Nachmittages, **Neubald** war eben abwesend, überreichte ein kleiner Knabe der Magd ein Briefchen, dessen Aufschrift an die Frau des Hauses lautete.

Fanni öffnete zitternd das Billet und las Folgendes:

„Liebe **Fanni**!

„Ich glaube Dir nur angenehm zu sein, wenn ich Dir

meinen persönlichen Besuch erspare, da ich jedoch mit Dir sprechen muß, so bitte ich Dich, mir die Gelegenheit dazu zu bieten. Ich erwarte Dich morgen, das ist Sonnabends Nachmittags um vier Uhr, an der Mariahilfer Linie.

Konrad."

Die junge Frau vernichtete mit zitternden Händen das Billet.

Entsetzlicher Mensch, murmelte sie, was mag er nur wieder von mir wollen? Sollte seine Bosheit wirklich so weit gehen, mein ganzes Glück zertrümmern zu wollen? Genügt es ihm noch nicht, die Unruhe in dieses Haus gebracht, den Frieden in demselben gestört zu haben, will er auch noch mich aus dem Kreise reißen, dem ich angehöre? Nimmermehr! Ich werde erscheinen und mit ihm sprechen.

Dieses Mal überraschte der Rothe sie nicht. Eine schlaflose Nacht bot ihr hinlänglich Zeit, sich auf die Szene mit ihm vorzubereiten.

Die junge Frau erschien zur festgesetzten Stunde an der Linie. Konrad harrte ihrer schon.

Eine Weile gingen sie stumm neben einander her, die Dame hatte den Weg rechts eingeschlagen.

Aus Ihrem Kommen, begann der Rothe endlich, erfahre ich, daß Sie meine Zeilen erhalten haben. Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie sich nahmen, meine Bitte zu erfüllen.

Was wollen Sie wieder von mir? fragte Frau Neubald düster.

Wieder? fragte Konrad, den Erstaunten spielend, sind es doch schon acht Tage, seitdem wir uns nicht sahen; ich sagte

zu Ihnen: „Auf Wiedersehen!“ und halte mein Wort. Ich denke, wenn wir uns in jeder Woche einmal sprechen, so ist das gar nicht zu oft, es gab eine Zeit, wo wir immerfort beisammen waren.

Es gab eine solche Zeit, antwortete Fanni, und ich sehe mit Scham und Abscheu auf sie zurück, auf jene Tage, die durch die Verirrungen eines jugendlichen Herzens mit Schmach bedeckt sind. Oh, wär' ich schonungslos gewesen, als ich Zeugin Ihres ersten Verbrechens war, es wäre vielleicht Alles anders gekommen, aber ich war schwach, das Herz trug über die Vernunft den Sieg davon. Jetzt aber frage ich Sie, mein Herr, was wollen Sie mit jenen Tagen? Was drängen Sie sich an mich heran? Was beabsichtigen Sie? Sprechen Sie, dann will auch ich sprechen.

Der Blick des Rothen verfinsterte sich, sein Auge ruhte wie ein glühender Brand auf der jungen Frau.

Was ich will, versetzte er höhnisch. Du sollst es erfahren, Fanni. Ich will, daß Du mir unbedingt gehorchest in Allem, ohne Sträuben, ohne Widerrede. Du hast mich einst den Abgott Deines Herzens genannt, und seinen Gott darf man nicht so leicht vergessen, oder er rächt sich. Ich liebe Dich auch nicht mehr, aber es ärgert mich, Dich jetzt im Glücke zu sehen, geehrt und geachtet, während ich das ergreifen muß, was die ehrlichen Leute „Verbrechen“ nennen. Es liegt eine eigene Wollust darin, zu sehen, wie eine reiche, junge reizende Frau, die jetzt als Muster der Treue und Häuslichkeit da steht, sich meinem Willen beugt, dem Willen eines Sträflings; wie es von mir abhängt, das Glück dieser Frau

fortdauern zu lassen, oder aber es weg zu blasen, als ob es niemals da gewesen wäre.

Frau Reubald hörte dem Sprecher mit hochpochender Brust zu.

Sie blickte ihn verächtlich an und sagte: Jetzt erst, mein Herr, zeigen Sie mir das Verbrecherische meiner Jugendverirrung im vollsten Lichte. Eine Leidenschaft, die so geblendet ist, wie die meine damals war, kann nicht zum Guten führen, ob früher oder später, sie trägt ihre Früchte. Sie wollen mich, gestützt auf unsere Vergangenheit, zur Sklavin Ihrer Gegenwart machen, um meine Zukunft zu verderben, dabei bauen Sie auf die Furcht der Gattin vor ihrem Manne, auf die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde; Sie sind des Glaubens, ich würdr Ihnen lieber willenlos gehorchen, als mein Lebensglück zerstören; Sie wollen mich, die ich mich aus dem Sündenpfuhl empor gerafft habe, wieder Stufe für Stufe zu sich hinabziehen, so daß ich Ihnen wieder ebenbürtig werde und mit Ihnen untergehe. Das, mein Herr, ist Ihr Wille und nun will ich Ihnen den Meinen mittheilen. Ich gestehe Ihnen, Ihr Erscheinen hat mich mit Angst und Entsetzen erfüllt, mein Glück ist zu groß, als daß ich für dasselbe nicht zittern sollte, allein die Pein, die, seit ich sie wiedersah, mein Herz durchschneidet, die Marter, die ich empfinde, geben mir einen Vorgeschmack der Tage, wie sie mir bevorstehen, wenn ich mich Ihrem Willen unterwerfe. Ich war noch vor drei Tagen so schwach, den Beschluß zu fassen, vor meinem Gatten die Vergangenheit, so wie es bis jetzt geschehen, zu verheimlichen, in Folge dessen beschloß ich, Sie ernstlich um die Absichten zu befragen, die Sie eigentlich

verfolgen, und darnach meine Entschlüsse zu regeln, jetzt weiß ich sie und werde darnach handeln. Wir Beide haben nichts mehr mit einander zu sprechen.

Sie kehrte ihm den Rücken.

Der Rothe vertrat ihr betroffen den Weg.

Was willst Du thun, Fanni?

Lassen Sie mich.

Nicht von der Stelle.

Lassen Sie mich, mein Herr, oder ich rufe um Hülfe.

Der Rothe sah forschend umher, und bemerkte auf dem nahen Linienwalle einen Posten der Gefällenwache.

Einen Moment lang rang er nach einem Entschlusse, dann sagte er gelassen: Du hast recht, kehren wir um.

Nach diesen Worten ging er an ihrer Seite stumm einher.

Die junge Frau eilte mit gesenktem Haupte gegen die Linie.

Als Beide dort anlangten, sagte sie im befehlenden Tone: Verlassen Sie mich.

Nicht eher, antwortete der Rothe, bis Du mir gesagt, was Du zu thun gesonnen bist?

Er blieb hartnäckig an ihrer Seite.

Die junge Frau wurde verlegen, doch blieb auch sie standhaft und sagte: Meinen Sie vielleicht mir durch Ihre Begleitung Angst einzuflößen? Sie irren sich. Folgen Sie mir, bis in mein Haus, bis in meine Wohnung, da kön=

nen Sie Zeuge sein, wie ich meinem Gatten Alles entdecken werde.

Wie, rief Konrad erstaunt, Du wolltest —

Ja, mein Herr, ich will, ich muß — ich mag Ihre Sklavin nicht sein, ich kann die Martern, die Sie mir anthun, nicht länger ertragen, entstehe daraus, was da wolle, ich entdecke ihm Alles, lieber arm, als solche Qualen.

Der Rothe blickte finster zur Erde. Das war gegen seinen Plan, solchen Muth hatte er der jungen Frau nicht zugetraut. Er sammelte jedoch seine wankend gewordene Fassung und sagte: Ich bewundere Deinen Heroismus, Fanni, er müßte sich auf der Bühne sehr effectvoll machen, es ist nur Schade, daß im Leben Alles anders ist, als ihm Theater. Lieber arm, sagst Du, als solche Qualen! Sehr schön gesprochen, allein, ich muß Dir bemerken, meine Liebe, daß es mit der Armuth nicht allein abgethan wäre; wenn Du Deinem Manne Alles gestehst und er Dich — was ich aber nicht annehme — aus seinem Hause verstöße, so hast Du Dir auf der einen Seite nur selbst geschadet, ohne auf der andern etwas zu gewinnen. Ich will Dir das gleich auseinander setzen. Sobald ich bemerke, daß Du mir Trotz bietest, so hast Du von mir keine Schonung zu erwarten. Ich werde zwar nicht so dumm sein und jetzt — wo ich in Freiheit bin — hingehen, und vor den Gerichten die Vergangenheit enthüllen, denn auch ich bin dabei betheiligt, aber ich stehe mit der Justiz auf keinem freundschaftlichen Fuße, sie kann mich eines abscheulichen Tages wieder in ihre Gewalt bekommen und dann — ich schwöre Dirs — dann bist Du, wenn Du mir Trotz bietest, verrathen.

Fanni schauderte zusammen.

Jetzt geh' nach Hause, mein Schatz, fuhr er diabolisch fort, lege ein Bekenntniß Deindr Schuld ab, lasse Dich von Deinem Manne umarmen oder fortjagen, mir gilt es gleich; den Gedanken, daß Du von mir abhängst, wirst Du doch nimmer los werden. Von diesem Momente an, wirst Du für mich zittern, und wirst für meine Freiheit beten. Bei jedem verübten Verbrechen, welches die Zeitungen verkünden, wird Dich der Gedanke ob ich dabei betheiligt bin, erbeben machen, Du wirst so wie jeder andere Missethäter, wenn auch nur meinetwegen wünschen, daß alle Verbrechen unentdeckt bleiben, weil Du nicht wissen wirst, wo ich meine Hand mit im Spiele habe, und wenn mir ein Unternehmen fehlschlägt und ich wieder büßen muß, dann, Fanni, hat auch Deine Stunde geschlagen.

Die unglückliche Frau vermochte sich kaum auf den Füßen zu erhalten, Konrad mußte ihr den Arm zur Unterstützung bieten.

Ich habe Dir Deine Zukunft im Spiegel gezeigt, fuhr er düster fort, das heißt Deine Zukunft, wenn Du es wagst, mir Trotz entgegenzusetzen. Jetzt überlege wohl, bevor Du handelst. Ich benöthige zweihundert Gulden — morgen Vormittags Punkt zehn Uhr wird ein Bettler vor Deiner Thüre erscheinen, dieser Bettler werde ich sein. — Wenn Du heute Deinem Gatten Alles entdeckst, oder wenigstens bei dem Entschlusse verharrst, dieses zu thun, dann zeige Dich dem Bettler nicht, wenn Du aber den Entschluß aufgibst und Dich meinem Willen fügst, dann kömmst Du und drückst mir die vorbereitete Summe in die Hand. Jetzt lebe wohl.

Er verließ sie — und die arme Frau schwankte nach Hause.

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

. . . Am anderen Vormittage händigte Fanni dem Bettler die verlangte Summe ein!

Dreizehntes Capitel.

Ein Gang in's Freie.

Seitdem der Döblinger den Einbruch Simons beim Flecksieder verhindert hatte, war er sehr unruhig geworden. Die Schlechtigkeit seines Spielkameraden war ihm bekannt, er fürchtete irgend ein neues Privat-Unternehmen von seiner Seite, welches leicht mißglücken konnte und in welchem Falle von Simon Verrath zu besorgen war; das beunruhigte den Schnurbärtigen jetzt ganz besonders.

Es ist eine bekannte Eigenthümlichkeit der Menschen, daß sie sich nach Ruhe sehnen, wenn sie reich und angesehen werden; selbst Napoleon klagte auf St. Helena, daß seine Marschälle, als sie die höchste Würde erklommen hatten, die Schlachtenlust verloren und ihren Reichthum in Ruhe und Frieden genießen wollten. Diese Eigenthümlichkeit findet man in allen Schichten der Gesellschaft; jeder will sich seines ins Trockne gebrachten Schäfleins erfreuen. Das war nun auch bei

dem Döblinger der Fall, er hatte zwar sein Schaf noch etwas im Nassen, aber sein Vertrauen zu dem Rothen war so groß, daß er an Sonnenschein gar nicht zweifelte, er glaubte an seine 4875 Gulden mit solcher Gewißheit, als ob er die Summe schon in der Tasche fühlte. Wozu also neue Unternehmungen und mit diesen neue Gefahren? Wozu sich und die beiden Geschäftsgenossen Fatalitäten aussetzen in einem Momente, wo man reicher als je werden sollte?

Der Schnurbärtige war mit Herzenslust bei einem Geschäft, wenn ihm so, wie man zu sagen pflegt, das Wasser bis an den Hals ging, er war aber kein Dieb aus Leidenschaft, so wie der Hirsch. Dieser stahl nicht um zu leben, sondern er lebte, um zu stehlen, das wußte Juliens Geliebter, und darum war er unruhig.

In solcher Unruhe begab er sich eines Abends nach Fünfhaus, um dem Rothen einen Besuch abzustatten. Er fand ihn zu Hause.

Was bringst Du Neues? fragte Konrad.

Bruder Rother, erwiederte der Schnurbärtige, ich komme, um über Simon Klage zu führen. Der Lump gehorcht Deinem Wunsche nicht; Du hast uns aufgetragen, so lange die Sache mit den Banknoten nicht geordnet ist, nichts zu unternehmen, der Hirsch gibt aber keine Ruh. Der Schuft setzt sich Gefahren aus und reißt uns am Ende auch mit in's Unglück, bevor wir noch unser Geld haben.

Konrad schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte: Hast Du etwas über sein Thun erfahren?

Ei freilich, ich selbst verhinderte ihn bei einem Fleckſie-

der einzubrechen, was wieder großes Aufsehen und verschärfte Nachforschungen verursacht hätte.

Der Schuft, murmelte der Rothe, er wird uns noch Beide in's Unglück bringen; aber was können wir thun? Ich kann ihn nicht immer überwachen und einschließen kann ich ihn auch nicht.

Ich dächte, Bruder Rother, daß Du, der überall noch ein gutes Mittel gefunden, uns auch in diesem Falle wirst zu helfen wissen.

Mein Lieber, wenn man es mit einem solchen Spitzbuben zu thun hat, da ist Hülfe schwer. Ich bereue es sehr, ihn bei dem großen Geschäft mitgenommen zu haben, der kleine Peter hätte uns dieselben Dienste geleistet, wie er, aber weil der arme Teufel gerade aus dem Gefängniß kam und in der Noth war, so hatte ich Mitleid mit ihm und wollte ihm auch ein Theil zukommen lassen; das ist jetzt der Dank dafür.

Infamer Mensch! murmelte der Döblinger.

Der Rothe sann eine Weile nach, dann sagte er: Weißt Du Simons Wohnung?

Ich weiß seine Wohnung nicht, aber Abends ist er gewöhnlich bei der Jakobsleiter auf dem Schottenfelde zu treffen.

Er treibt sich also in den Wirthshäusern herum, und noch dazu in solchen, wo er immer mit anderen Kameraden beisammen, und zu fürchten ist, daß er durch sie in Fatalitäten kommt und auch uns mit hineinreißt. Komm wir wollen ihn aufsuchen.

Beide machten sich auf den Weg gegen die Stadt zu.

Wir werden, begann der Rothe nach einer Weile, das Wirthshaus nicht betreten, ich muß den Hirsch unter vier oder höchstens unter sechs Augen haben, wenn ich mit ihm spreche. Wir wollen ihn herausrufen lassen.

Der Döblinger war damit ganz einverstanden. Der Wille des Rothen war auch der Seine.

Beide langten vor der Jacobsleiter an. Es war eine kleine Schenke, deren biblischer Schild hier von ominöser Bedeutung war; so wie auf der Jacobsleiter die Englein gegen Himmel stiegen, so kletterte auch hier Mancher, der gerade das Entgegengesetzte von einem Engel war, zum Galgen empor.

Der Döblinger ging ins Haus, ohne das Schanklocal zu berühren. Hier begab er sich in die Küche und bat eine Magd, sie möge dem Herrn Simon — der im Hause gut gekannt war — bedeuten, es erwarten ihn zwei Herrn auf der Straße, die mit ihm zu sprechen wünschen.

Gleich darauf erschien der Hirsch.

Simon, sagte der Rothe, komm mit uns, wir haben in Geschäftssachen zu reden.

Hast Du am Ende gar schon die Banknoten umgewechselt?

Komm nur mit, Du wirst schon hören.

Der Hirsch ging mit.

Er begann mehrmals zu reden, allein der Rothe sagte zu ihm: Sei still — auf der Straße, wo Leute gehen, ist nicht gut von Geschäften sprechen.

Hierauf schwieg er.

Vor der Linie angekommen, bemerkte Simon, daß die Richtung, welche Konrad einschlug, nicht zu seiner Wohnuug führe.

Bruder Rother, begann er, wohin gehen wir?

Das wirst Du schon sehen, komm nur weiter.

Der Hagere ahnte nichts Gutes, er blieb stehen.

Ich thue keinen Schritt weiter, bis ich nicht weiß, wohin wir gehen?

Du wirst mitgehen! drohte der Rothe und hing sich in seinen Arm.

Kaum hatte der Schnurbärtige dies bemerkt, so klammerte er sich an den Andern fest.

Was habt ihr vor? stammelte der Hirsch.

Komm nur weiter! lautete die kurze Antwort.

In Simon erwachte jetzt ein fürchterlicher Gedanke: „Sie wollen mich morden, um meine 4875 Gulden unter sich zu vertheilen!"

Er versuchte sich loszureißen, allein der Döblinger war zu vorsichtig. Er jubelte vor Wonne, den Hirsch unter freiem Himmel in seinen Klauen zu haben und eine solche Beute gibt ein Döblinger nicht so leicht los. Er preßte Simon mit solcher Kraft an sich, daß er aufstöhnte, dazu murmelte er: Schuft, jetzt haben wir Dich, jetzt wirst Du nimmer stehlen!

Man ging wieder eine Strecke weiter.

Um's Himmelswillen, Bruder Rother, begann der

Hirsch, was hast Du mit mir vor? Was hab' ich Dir gethan?

Du hast meiner Anordnung zuwider gehandelt. Ich ließ Dich aus Erbarmen an einem Geschäft theilnehmen, wo ich Deiner gar nicht bedurfte, ich habe Euch Beiden Vorsicht geboten, bis das Geschäft ganz abgethan sein wird, Du aber gehorchst mir nicht, setzest Dich Gefahren aus und willst mich und den Döblinger ins Unglück bringen. Wir werden Dir das Handwerk legen.

Der Schnurbärtige zitterte vor Wonne und murmelte: Ja, das thun wir, Bruder Rother, Du brauchst Dich gar nicht anzustrengen, ich nehm' ihn allein auf mich. Sag': „Ja" und er zuckt in zwei Minuten kein Glied mehr.

Der Hirsch fühlte eisige Schauer in seinen Adern, das Mark in den Knochen erstarrte.

Laß mich, Döblinger, murmelte er, oder ich schreie und mache Lärm.

Du wirst nur ein Mal schreien, bemerkte der Rothe, und dieser Eine Schrei wird Dir nichts nützen.

Bruder Rother, flüsterte der Schnurbärtige, dem die Mordgier aus den Augen leuchtete, soll ich? Soll ich? Sag: „Ja" und er ist hin!

Der Rothe sagte nicht „Ja!"

Simon, wendete er sich zu diesem, wir haben Dich jetzt in unserer Gewalt, wir könnten Dir den Garaus machen und kein Hund würde um Dich bellen; aber mir ist es nicht darum zu thun, Dich umzubringen. —

Oh, oh! sagte der Schnurbärtige, als ob es ihm Leid thäte.

Selbst unter den Thieren hackt ein Rabe den Andern die Augen nicht aus, es soll auch unter uns nicht sein. Von einem Mord ist also keine Rede, aber ich möchte mich sicher stellen, damit Du Dich keiner Gefahr aussetzest.

Bruder Rother, versetzte der Hirsch, den die ausgestandene Todesangst ganz matt gemacht hatte, ich will Dir von heute an gehorchen, ich werde nichts mehr unternehmen, ich schwöre Dir's.

Schwöre nicht, denn ich traue Deinem Schwur so wenig, wie dem Schmeicheln einer Katze. Dein Wort bietet mir gar kein Gewähr.

So sage was ich thun soll, damit Du mir glaubst.

Du wirst gar nichts thun, aber ich werde etwas thun, ich werde Dir ein Bein brechen, damit Du gezwungen sein wirst, wenigstens vier Wochen lang das Bett zu hüten.

Oh, oh! lachte der Döblinger, den es bei dieser freudigen Nachricht wieder in den Fingern juckte, so ist's recht, Strafe muß sein. Bruder Rother, überlaß das Geschäft mir, Du bist zwar einmal ein Barbier und Anatom gewesen, kannst also mit den Beinbrüchen gut umgehen; aber das macht nichts, ich bin in der Faust etwas kräftiger, ein Griff, eine halbe Drehung, es knackt, und ist geschehen.

Der Hirsch wendete sich jetzt an den Döblinger: Du möchtest mich also zum Krüppel machen, damit ich all mein Lebelang zu einem Erwerb unfähig wäre?

Er hat recht, erwiederte der Rothe, mit dem Bein-

brechen ist's nichts, wir müssen auf ein anderes Mittel sinnen. Wie wär's, wenn ich ihm für die Dauer dieser Zeit in einem anständigen Bürgerhause einen Dienst verschaffte?

Bruder Rother, rief der Schnurbärtige, das thu' nicht. Der Kerl bestiehlt das Haus, und bringt Dich in Verlegenheit.

Was sollen wir also mit ihm beginnen?

Todtschlagen, es bleibt kein anderes Mittel!

Auf diese etwas heroische Cur wollte der Rothe nicht eingehen.

Hör' mich an, Hirsch, — Konrad wendete sich zu Diesem, — ich will, bevor ich mit Dir zum Aeußersten schreite, freundschaftlich verfahren. Der Döblinger wird Dich von hier aus in Deine Wohnung begleiten, und Du wirst sie nicht eher verlassen, als bis Du von mir die Erlaubniß erhältst; zur Sicherstellung für uns, damit Du während dieser Zeit nicht stiehlst, wirst Du dem Döblinger Deine ganze Kleidung mitgeben, vom Hute angefangen bis zu den Stiefeln hinab, kurz Alles, damit Du ja Deine Stube nicht verlassen kannst. Du thust, als ob Du krank wärest, und lassest Dich von Jemanden bedienen. Noth wirst Du nicht leiden, denn Du hast Geld. Ich und der Döblinger werden oft und zu verschiedenen Tageszeiten kommen; damit unser öfteres Erscheinen im Hause nicht auffalle, werden wir auch Frauenzimmer dahin senden; wehe Dir, Hirsch, wenn Du bei Einer Visitation nicht in Deiner Stube getroffen wirst. Du kennst mich und weißt, daß ich keinen Scherz verstehe. Bist Du mit diesem Vorschlag zufrieden?

Ich bin's.

Du wirst also Deine Stube nicht verlassen?

Ich verspreche es.

Gut. Döblinger, begleite ihn und versichere Dich seiner Kleider.

Der Hirsch mit seinem neubestellten Executor gingen gegen die Stadt und der Rothe gegen Fünfhaus zu.

Vierzehntes Capitel.

Eine Soiree bei Herrn Steller.

Es ist traurig für einen Menschen, der mit der Welt in zahlreichen Verbindungen steht, und durch Umstände gezwungen wird, seine Verhältnisse den Augen derselben zu verbergen; noch trauriger aber ist es, wenn ein solcher Mensch sich dazu verleiten läßt, einen Schein zur Schau zu tragen, der von der Wirklichkeit eben so weit entfernt ist, wie Tag von Nacht, Wahrheit von Lüge.

So finden wir Herrn Felix Steller, den Kaufmann „zum Silberhorn“, auf dem Hohen Markt.

Wir kennen bereits den finanziellen Stand seines Geschäftes, wir wissen, daß das Zünglein der Wage ein bedeutendes Passivum signalisirt, erst wenn es ihm, wie er an jenem Sonntag Vormittage sich selbst eingestand, gelungen wäre, die zweite Partie an den Mann zu bringen, dann wäre er ganz geborgen gewesen und eine glückliche Heirath seiner

Tochter hätte den ehemaligen Flor des Hauses wieder völlig hergestellt; jene „zweite Partie“ wurde aber entwendet, es entstand eine Lücke von nahe an 20,000 Gulden, und man weiß, wie schwer sich ähnliche Lücken, à Tempo, ausfüllen lassen.

Die Verlegenheit des Herrn Steller war groß; im Geschäft begann jenes unheimliche Schwanken, welches der Geschäftsmann eben so fühlt, wie der Schiffer das Wanken seines Fahrzeuges vor einem herannahenden Sturme; auch Herr Steller sah das Wetter herschweben, aber der Gedanke an den Fall seiner Firma war ihm so unerträglich, daß er Alles in Bewegung setzte, um den offenen Sturz zu verhindern oder wenigstens zu verzögern.

Um diese Schwindel-Operationen zu begünstigen, ließ er die Flagge der Wohlhabenheit lustig flattern. Gesellschaften, Thee's und Spazierfahrten sollten alle jene blenden, deren Geschick an sein Fahrzeug mehr oder weniger gefesselt war.

Frau Josephine, die trotz ihres Keifens und Maulens, doch nie einen Einfluß auf ihren Gatten besaß, sah dies Alles mit schwerem Herzen, allein sie vermochte es nicht zu ändern. Ihr Drängen, den Einbruch anzuzeigen, war eben so fruchtlos, wie ihr eignes geheimes Nachforschen; der Verdacht, den sie auf den jungen Schulmeisterssohn geworfen hatte, war eben nur ein Verdacht, ihre Gründe reichten noch lange nicht hin, ihn laut werden zu lassen.

In Mitten dieses stillen Sturmes, der vor der Hand nur in zwei Herzen wüthete, lebte Ida ruhig und sorglos, wie eine Blume, von einem Stückchen blauen Himmels über-

wölkt, nicht ahnend das Wetter, welches bereits rings umher den ganzen Horizont umzogen hatte. Die Vorgänge im Hause waren ihr ein Geheimniß, Vater und Mutter fanden es für gut, Alles zu verschweigen; Ersterer, weil er nebst der Frau, nicht noch sein Kind zur Mitwisserin machen wollte, Letztere weil sie dem Mädchen einen Kummer zu ersparen gedachte.

Ida nahm Theil an den Festlichkeiten und Lustbarkeiten, und bedauerte nur, daß sie dabei Heinrichs Gegenwart missen mußte, denn ihr Vater vermied es in letzterer Zeit den jungen Apotheker in sein Haus zu laden, weil er fürchtete, er könnte den Planen, die er mit Ida hatte, hinderlich sein.

So finden wir die Stimmung dieser Familie.

An einem Nachmittage, da wir das Haus wieder betreten, herrscht dort eine lebendige Geschäftigkeit. Für den Abend ist Gesellschaft geladen, man wird soupiren, spielen, tanzen. Der Salon des Kaufherrn wird gerne besucht, die reizende Tochter des Hauses ist für die jüngere Männerwelt zu lockend, um zu widerstehen, die zahlreichen jungen Herren gängeln wieder zahlreiche junge Damen hinter sich, außerdem tafelte man vortrefflich, ein Vorzug, den nicht nur die Jungen, sondern auch die Alten zu schätzen wissen.

Welch' ein Aufwand, welche Pracht!

Wer sollte es glauben, daß diese glänzend erleuchteten Räume auf eitel Sand gebaut sind, daß dieses Silber und Schmuckwerk nur ein kostbares Aushängsel sind, um die innere Larve zu verhüllen; wer sollte denken, daß die sorglose Freundlichkeit des Hausherrn nur eine Maske ist, um den Kummer und die Angst seines Herzens zu verbergen?

Dasselbe ist auch bei Madame der Fall, doch ist sie nicht immer so ganz Herrin über sich, ihr schielendes Auge sieht manchmal unheimlich auf die Seite, es hat den Anschein, als ob sie unbemerkt einen Ausweg suche.

Die Geladenen finden sich bereits ein, im Salon beginnt es lebhafter zu werden.

Ein junger Mann von sehr gefälligem Aeußern, elegant gekleidet, ist eben so glücklich, der Tochter des Hauses einige Schmeicheleien zu sagen.

Ida hört ihn lächelnd an und erwiederte: Ich bitte Sie, Herr Julius, plagen Sie sich nicht vergebens, Ihnen fließen die Schmeichelworte schwer von der Zunge, man hört es augenblicklich, daß sie Ihnen nicht geläufig sind.

Fräulein, rief der Galante mit komischem Pathos, Sie thun mir weh; ich bin doch kein Barbär!

Nein, mein Herr, aber ein lustiger Patron sind Sie, eine kleine Lästerzunge, ein Schalk, der Jedem, den er kennt, etwas Boshaftes nachzusagen weiß.

Ist dies meine Schuld? Warum machen sich die Menschen lächerlich?

Von Ihrem Standpunkte aus haben Sie recht; ich habe jedoch auch recht, wenn ich von Ihnen keine Schönheiten anhören mag, sie kommen bei Ihnen nicht vom Herzen.

Wohlan, declamirte Julius und strich seinen Knebelbart, von jetzt an, den ganzen Abend hindurch, soll keine Schmeichelei über meine Lippen kommen, Fräulein Ida; er legte die Hand auf sein Herz — ich bin unschuldig daran, wenn aus dem Lamm ein Tiger wird.

Er stieß einen Seufzer aus, verneigte sich melancholisch und schwankte zur nächsten Gruppe.

Die Gesellschaft grüßte sich erst wechselseitig, man wollte sehen und sich sehen lassen; dies gab ein buntes Durcheinanderwogen, bald hier bald dort fanden sich Bekannte, man sprach, scherzte, machte Bemerkungen, Julius wurde überall freundlich gegrüßt, er streifte von einer Gruppe zu anderen, hielt sich jedoch nirgends lange auf.

Alle Wetter, flüsterte er jetzt seinem Nebenmanne ins Ohr, jetzt kommt der Zukünftige.

Wen meinst Du damit?

Wen denn sonst, als den künftigen Gatten des Fräuleins vom Hause.

Herrn Heinrich Berndorf?

Bewahre, den mag der Alte nicht, er wird das Fräulein bemüssigen, jenen langgezogenen, jungen Menschen zu nehmen.

Nicht möglich!

Warum unmöglich? Das drei und zwanzigjährige Gerippe ist der Sohn eines sehr reichen Hausherrn aus der Vorstadt, sein Aussehen zeigt, daß er die Schönheit eben so sehr, wie Herr Steller das Geld zu schätzen weiß, dieser beiderseitigen Hochschätzung wird Ida verfallen, das ist Alles. Wenn ihre Jugend nicht neubelebende Wunder wirkt, so ist sie in einem Jahre Witwe, und der gute Berndorf kann dann Nachlese halten, das heißt, wenn ihn bis dahin nicht der Liebe Gram getödtet hat.

Ist er so empfindlich?

Das will ich meinen, es gefallen ihm zwar Viele, aber

lieben kann er nur Eine. Jetzt wollen wir ein wenig zu dem Hausherrnssohn —

Julius stand im Nu der langen dürren Gestalt gegenüber.

Herr von Flock, mein Compliment —

Ergebenster, Herr Julius.

Sie befinden sich immer?

Danke, sehr gut.

Freut mich, Sie sehen auch außerordentlich gut aus.

Das kommt vom guten Leben.

Das Gerippe hüstelte.

Julius stellte sich überrascht.

Was hör' ich, Sie husten etwas hohl.

Ih, bewahre, Schnupfen, nichts als Schnupfen.

Es ist eine abscheuliche Jahreszeit, man kann sich des Schnupfens nicht erwehren. Sie haben sich wahrscheinlich eine Erkältung zugezogen?

Sehr wahrscheinlich. Nun, wenn ich nur einmal verheiratet bin, da wird es schon anders werden.

Ja, der Ehestand, der hilft Manchem auf die Beine, man wird zur Solidität gezwungen.

Das ist ein Punkt, deshalb heirate ich.

Wenn es sich aber nur darum handelt, wär' es vielleicht zweckmäßiger, wenn Sie sich einen strengen Hofmeister nähmen?

Hören Sie mit den Pedanten auf, ich war mein Lebelang kein Freund der Hofmeister; meine Mutter warnte mich immer vor geistiger Arbeit —

Und Sie haben die Warnung nicht befolgt —

Ich war zu fleißig, daher mein schwächliches Aussehen, das macht aber nichts, ich bin deshalb doch kerngesund.

Man sieht es Ihnen auch an, Fräulein Ida wird ganz entzückt sein.

Das Gerippe blähte sich ein wenig und erwiederte: Meine Zukünftige ist ein hübsches Mädchen, nur ein bischen zu mager.

Julius wurde ärgerlich.

Es ist merkwürdig, rief er, wie Sie über die Magerkeit anderer Leute klagen können.

Ja, mein Verehrter, flüsterte das Skelett, wenn ich mir eine Frau nehme, so habe ich auch diätetische Gründe.

Ich verstehe, Sie wollen von ihrem Felte zehren, das ist sehr menschenfreundlich.

Die Ankunft des Herrn Steller unterbrach die Unterhaltung. Der Kaufherr nahm sein künftiges Eidam-Gerippe in Beschlag und Julius suchte andere Gesellschaft.

Ein geladener Künstler saß am Flügel und spielte ein Schubertsches Lied in Lißts Manier. Die Aufmerksamkeit war eine ungetheilte, die Musik hat die Eigenschaft, daß sie auch die Ohren desjenigen kitzelt, der sie gar nicht selbst übt.

Julius kam hinter dem Stuhle einer jungen Frau zu stehen, die er schon aus früheren Gesellschaften kannte.

Er stützte seine Hand auf die Lehne ihres Sitzes und lispelte ihr einige Worte zu.

Die Frau, ein reizender Schwarzkopf, mit einem interessanten Gesichtchen, lächelte, gab ihm jedoch keine Antwort.

Sie erwiedern mir nichts? fragte der junge Mann.

Was soll man auf eine so vage Bemerkung entgegnen?

Ich täusche mich nicht.

Und wenn es wäre?

Dann würde ich Ihren Geschmack nur bewundern, der junge Ehemann ist ein Adonis.

Wie? Er ist schon vermält?

Kennen Sie den Herrn noch nicht, gnädige Frau?

Ich sehe ihn heute zum ersten Male.

Er ist Advocat und stand vor einiger Zeit mit einer etwas ältlichen Dame am Altare.

Die junge Frau machte eine Miene, als ob sie sagen wollte: „Schade um den hübschen Mann!" und fragte hierauf: Mit einer ältlichen Dame? Und wie lebt er mit seiner Gattin?

So, so, wie man bei jetziger Zeit im Durchschnitte zu leben pflegt. Die böse Welt erzählt von ihm ein Histörchen —

Lassen Sie hören, Herr Julius, was medisirt man von ihm? Ich bitte, erzählen Sie.

Da die Musik gerade zu Ende ist, so will ich die Pause ausfüllen. Die ältliche Gattin ist ihrem jungen Advocaten sehr zugethan und sähe ihn gerne immer um sich. Der Gatte hat aber viel Gänge, bald ist er im Leseverein, dann muß er wieder zu einem Clienten, dann soll er wieder einer Sitzung in der Advocatenkammer beiwohnen und so gibt es fast täglich Gelegenheit zu Ausgängen und der Ehegemal kehrt erst spät am Abende zurück. Die ältliche Dame ist trostlos, sie wendet sich an den Bedienten ihres Gemals, der bei ihm schon mehrere Jahre im Dienste ist, um von diesem die kleinen Ge-

heimnisse seines Herrn zu erfahren. Der treulose Diener seines Herrn, ganz ein Gegenstück zum Grillparzer'schen, lächelt verschmitzt und sagte: Gnädige Frau, Sie möchten wissen, wohin der gnädige Herr Abends geht? Damit kann ich Ihnen dienen, wenn Sie mir versprechen, mich nicht zu verrathen und meinem Herrn keine Scene zu machen.

Ich verspreche Dirs, jedoch will ich nicht, daß Du meinem Gatten nachschleichst, denn das fiele ihm auf.

Ei, bewahre, sagte der Diener lächelnd, das habe ich gar nicht nöthig.

Am andern Vormittage kam der treulose Diener und rapportirte: Gestern war der gnädige Herr bei Fräulein Amalie in Gumpendorf, das Fräulein ist eine alte Bekannte aus früherer Zeit.

Die ältliche Dame seufzte und schwieg.

Der nächste Rapport lautete: Gestern war der gnädige Herr bei Mamsell Adele, Modistin auf der Wieden.

Die ältliche Dame seufzte noch tiefer und schwieg wieder.

Die nächste Meldung lautete: Gestern war der gnädige Herr bei Mamsell Flora, Parfümerie-Händlerin in der Josephstadt.

Die Advocatensgattin seufzte jetzt noch tiefer und sagte: Johann, da ich mich überzeugt habe, daß Du Deinem Herrn nicht nachgehst, so mußt Du mir mittheilen, woher Du seine Gänge weißt, ich will nicht hoffen, daß Du den Unterhändler spielst?

Ich will Ihnen, gnädige Frau mein Geheimniß entdecken. Mir ist es aus früherer Zeit her bekannt, daß der Gnä-

dige nur die genannten drei Besuche macht. Ich untersuche daher täglich seine Kleidung, wenn er sie auszieht. War er bei der Modistin, so finde ich ganz gewiß einen Seiden- oder Zwirnsfaden auf dem Rock oder dem Beinkleid, war er bei Mamsell Flora, dann ist seine Kleidung von Parfüms infiscirt, und war er bei Fräulein Amalie, dann sind seine Stiefel schmuzig, denn in Gumpendorf ist's immerfort kothig.

Da die junge Frau auflachte, so sagte Julius: Ich bin noch nicht zu Ende, meine Gnädige, hören Sie gefälligst weiter. Als die ältliche Dame den Kniff des Bedienten erfahren hatte, seufzte sie so tief, als es ihr nur möglich war und sagte sehr traurig: „Johann, von heute an brauchst Du mir nichts mehr zu rapportiren!" Die Dame beschloß nämlich von nun an die Kleider ihres Gatten selbst zu untersuchen. Zu ihrem größten Schmerze mußte sie nun wahrnehmen, daß der Bediente vollkommen recht hatte. Heute fand sie auf den Kleidern Zwirnsfaden und Watta, am nächstfolgenden Tage roch es nach Parfüms, wie bei Treu und Nuglisch, und am dritten Tage, obwol es in der ganzen Stadt trocken war, fand sie doch seine Stiefel schmuzig. — Die unglückliche Gattin ertrug eine zeitlang im Stillen den Schmerz, bis es endlich zur Erklärung kam. — Der junge Advocat kam nämlich eines Abends ganz fröhlich nach Hause. So gut gelaunt war er noch nie. Die Dame wunderte sich über den Humor ihres Gatten, und dachte: Wo muß er nur heute gewesen sein, daß er gar so himmlisch gestimmt ist?

Sie blickt ihn an und — oh, Schrecken — sein Rock war voll Watta, seine Stiefel waren schmutzig und im ganzen Zimmer roch es von Parfüm.

Entsetzlicher Türk, rief Sie, jetzt hab ich es satt; an Einem Abend in Gumpendorf, auf der Wieden und in der Josephstadt Besuche zu machen, das verträgt keine Frau in ganz Wien.

Darauf folgte natürlich eine Scene, der Advocat, der sein Handwerk aus dem Jff versteht, hat seiner Gattin die Josephstadt und die Wieden herabdisputirt, wegen Gumpendorf einen Vergleich proponirt und so erfolgte die Aussöhnung.

Julius Erzählung versetzte die junge Dame in eine sehr heitere Stimmung, Sie erhob sich vom Sitze und sagte: Sie scheinen mit den Verhältnissen Anderer sehr wohl bekannt zu sein, wer die Ihrigen kennen würde?

Meine Verhältnisse? Ich versichere gnädige Frau, ich bin ein entschiedener Gegner eines jeden Verhältnisses vom Ehebündnisse angefangen bis zur Liaison hinab, man ist überall mehr oder weniger gebunden. Doch halt, sehen Sie doch dorthin, gnädige Frau, ein prächtiges Manöver. Herr Steller, seinen künftigen Eidam, den jungen Flock am Arme, segelt durch die Gruppen, um zu seiner Tochter zu gelangen. Fräulein Ida, die immer gern tausend Meilen von dem ihr zugedachten Freier entfernt sein möchte, weicht dem Herrn Papa geschickt aus, — der Alte ist hinter ihr her, sie schlüpft durch die Gruppen — die Andern verfolgen sie — dem hektikalischen Freier droht der Odem auszugehen — vergebens, Herr Steller zerrt ihn mit — arme Ida, sie muß jetzt Halt machen — sie hat sich in eine Sackgasse verrannt — sie muß sich die jämmerliche Heugabel vorstellen lassen — sie lächelt spöttisch, der Vorstädter hat es wahrscheinlich versucht,

ihr einige Schönheiten zu sagen, das Gespräch muß interessant sein, begeben wir uns in ihre Nähe.

Dies geschah.

Als Julius mit seiner Begleiterin in Idas Nähe anlangte, hörten sie, wie der vorstädtische Hausherrnssohn eben sagte: Ununterbrochen in Ihrer Nähe zu sein, da wär es kein Wunder, wenn man frisch auflebte.

Das Fräulein knixte verbindlich und erwiederte: Ich mag den Aerzten nicht in's Handwerk pfuschen, was todt oder halb todt ist, mag es ins Himmels Namen verbleiben, meine Nähe soll Niemanden frisch aufleben machen.

Der Kaufherr winkte seinem Kinde ärgerlich zu, der Hausherrnssohn lächelte und sagte: Ihre Bescheidenheit verdient Anerkennung, darf ich Sie bitten, wenn der Tanz beginnt, die erste Tour zu machen.

Ida hätte vielleicht ausweichend geantwortet, allein Julius mengte sich jetzt in das Gespräch und sagte: Fräulein Ida, ich bitte um Entschuldigung, Frau von Hütte ersucht um nur einige Augenblicke Gehör.

Das Fräulein eilte zu der jungen Dame, die mit Julius in ihre Nähe gekommen war, dieser befand sich ihr aber augenblicklich zur Seite und lispelte ihr zu: Tanzen Sie, Fräulein, die erste Tour mit dem jungen Flock, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß er Ihnen heute nicht mehr lästig fällt.

Ida nickte zustimmend, sprach noch einige gleichgültige Worte mit Frau von Hütte und begab sich dann wieder zu ihrem Vater.

Was wollen Sie thun? fragte die junge Frau.

Ich will ihm ein wenig das Tanzen verleiden. Hah — was ist das? Täuscht mich mein Auge nicht? Bei allen Göttern Griechenlands, sie ist es.

Wen haben Sie erblickt?

Dort, dort, die Frau von Lampenstein.

Wie, meine Gnädige; Sie kennen die Frau von Lampenstein nicht?

Ich habe nicht die Ehre.

Dann kommen Sie gefälligst in die Nähe und betrachten Sie sie ganz genau, bevor ich Sie besser mit ihr bekannt mache.

Julius wies auf eine junge Frau, welche sich mit einer alten Frau unterhielt.

Eine schlanke und dennoch üppige Gestatt. Ein Gesichtchen lieblich und anmuthig, Lippen zum Küssen, Augen zum Blenden und Haare zum Fesseln. Die Nase edel gebogen, der Mund klein, die Zähne wie Elfenbein, das Kinn eine Colonie für Liebesgötter. Man kann sich keine schönere reizendere Blondine denken. Ihre Toilette war eben so kostbar als elegant, eine blaue Robbe mit weißem Aufputz, am wallenden Busen ein Bouquette natürlicher Blumen, im Lockenhaar eine weiße Rose, ebenfalls natürlich. Diese Dame war die Frau von Lampenstein.

Frau von Hütte war erstaunt.

Wer ist diese Venus? fragte sie ihren Begleiter.

Wie gefällt Ihnen diese junge Frau?

Sie ist eine Grazie.

Nun hören Sie Einiges aus ihrem Leben. Diese Venus oder Grazie war noch vor drei Jahren die Tochter eines

sehr herabgekommenen Wurstfabrikanten, vulgo Fleischselcher in der Vorstadt. Herr Lampenstein, ein alter Capitalist, ehelichte sie, beging die Dummheit, einige Monate nach der Trauung zu sterben, und hinterließ seiner Witwe nicht weniger als ein Vermögen von beiläufig zweimalhunderttausend Gulden.

Oh, oh, sagte Frau Hütte.

Julius fuhr fort: Sie können sich's also vorläufig vorstellen, wie viele Hände täglich nach der Lampenstein ausgestreckt, wie viele Füße ihretwegen in Bewegung gesetzt und wie viele Worte ihr zu Liebe in den Wind gesprochen werden. Es gibt in Wien keinen ledigen Roué, keinen Speculanten, keinen Industriösen, der nicht schon für sich oder für einen seiner Angehörigen bei der Lampenstein angeklopft hätte. Die junge Frau ist nämlich unter Anderem auch Besitzerin eines hübschen Hauses in der Vorstadt. Die Heirathslustigen, oder besser gesagt die Geldlustigen, sprechen also bei ihr ein, schützen vor, sie wollen eine Wohnung miethen, lassen sich von ihr herum führen, machen ihr dabei auf Tod und Leben die Cur, und ziehen ab, um wieder andern edlen Seelen Platz zu machen.

Und die junge Frau?

Ist unerweichlich wie ein Stein.

Nicht möglich.

Es ist, wie ich Ihnen sage.

Sie hat also keinen Anbeter?

Anbeter genug, aber sie betet Niemanden an.

Sie hat also kein Verhältniß?

Bis zum jetzigen Augenblicke noch nicht.

Unbegreiflich.

Kommen Sie, gnädige Frau, ich werde die Venus jetzt ansprechen und Sie werden dann wahrscheinlich begreiflich finden, was Ihnen in diesem Momente noch unbegreiflich scheint.

Beide näherten sich der Reizendsten aller Blondinen.

Julius verneigte sich vor der jungen reichen Witwe und sagte: Gnädige verzeihen, daß ich Sie störe, Frau von Hütte — er wies auf diese — brennt vor Begierde, die Bekanntschaft der glücklichsten Frau in Wien zu machen.

Die beiden Damen verneigten sich gegen einander und die Lampenstein sagte: (wir müssen bemerken, daß sie unendlich langsam und träge spricht, und dabei lange Pausen macht, ihre Worte sind pure Medicin, alle Viertelstunde einen Caffeelöffel voll,) sie sagte also: — Oh — i bitt' — mit dem Glück — ist's a nit weit her — es gibt — viel glücklichere — Weiber — als i bin. — Das Geld? — Oh Jekerl — wegen die Paar lumpigen Gulden — es is wahr — i bin a jung — aber mein Gott, ma wird ja alle Tag' älter —

Diese Rede der reizenden Witwe währte nicht kürzer als zehn Minuten. Man denke sich nun eine Grazie in Seide, welche einen Jargon spricht, wie er sich durch Buchstaben gar nicht wiedergeben läßt, einen Jargon, den man nur in den Zonen von Lerchenfeld und Thury heimisch findet, dazu die maßlose Trägheit im Reden und man wird den entsetzlichen Eindruck bemessen können, den diese Venus bei ihrer Umgebung hervorbringen mußte.

Frau Hütte schauderte.

Herr Julius lächelte und entgegnete: Sie haben recht, Madame, man wird täglich älter, aber deshalb muß man auch die Zeit benützen.

Benutzen? — Hi, hi, hi! — die Lampenstein lächelte und wurde dabei noch tausendmal reizender — wär schon recht — aber anschmieren — wär auch recht — hi hi hi — das könnt mir noch abgehen.

Zu dieser Rede bedurfte sie vier Minuten.

Sie gedenken also sich gar nicht mehr zu verehlichen? fragte Frau Hütte.

Ah ja, lautete die Antwort — i heirat schon — aber erst — bis ich Ein' find' — der mir g'fallt — sehr g'fallt — sonst is nix! —

Wieder vier Minuten.

Wie wenig sie übrigens an's Heiraten dachte, bewies sie in diesem Momente. Zwei Herren, welche vorübergingen, unterhielten sich mit Politik. Sie sprachen wahrscheinlich von Frankreich und Frau Lampenstein hörte den Namen Napoleon. Sie wendete sich daher an Julius und sagte: Sie — Herr Julius — ich bitt' Ihnen, ich hab schon einmal fragen wollen — sagen's mir doch — is der alte Apoleon schon lang todt?

Ei freilich schon nahe an dreißig Jahre.

Und der jetzige Apoleon — is sein Sohn?

Nein Madame, er ist nur sein Neffe.

Der Alte war also — sein Vetter?

So ist es.

Sagen's mir, is das alles eins: Apoleon oder Bonapart?

Nein, schöne Frau, das sind zwei verschiedene Namen, so wie z. B. Aloisia und Lampenstein.

Ah, so — jetzt versteh ich's! — Der Apoleon regiert aber jetzt wieder —

Das ist ja schon eine sehr alte Neuigkeit.

Na — ich hab's neulich auf der Post g'hört —

Wo? Auf der Post? Kommen Sie oft auf die Post?

Oh na — man bringt mir's in's Haus.

Alle stutzten, bis Julius ausrief: Ah, Sie meinen wahrscheinlich die „Ost-Deutsche Post?"

Na ja — freilich — die hab ich gmeint — und da d'rin ist's gestanden.

Dieses Gespräch währte fünf und zwanzig Minuten.

Julius fühlte sich von seiner Begleiterin am Arme gezogen; man empfahl sich.

Haben Sie schon genug? fragte der junge Mann.

Schrecklich! Welch' eine Messaliance zwischen diesem Körper und diesem Geist.

Oder, setzte Julius hinzu, zwischen ihrem Geld und ihrem Geist. Und diese Frau liest die „Ost-Deutsche Post!"

Es ist gräulich.

So viel ich bemerke, sagte Julius jetzt, schickt man sich zum Tanz an. Ich warne Sie, gnädige Frau, vor dem ersten Walzer, für den zweiten bitte ich um Ihre Hand.

Die junge Frau lächelte ihm gewährend zu — er geleitete sie zu einem Sitz und verlor sie dann unter den Gästen.

Frau Hütte sah, wie Julius mit seinen Bekannten flüsterte, und dann mit den Musikern gelegentlich sprach.

Die Introduction des Walzers begann, der junge Flock stolzirte an Idas Seite, jetzt kam der Walzer und fort ging es in wilder Lust —

Aber welch ein Tempo!

Herr Flock traute seinen Ohren nicht — das war kein Tanz — sondern ein Rasen! —

Die Vorder- und Hinterpare flogen dahin — Ida, leicht wie eine Sylphe, berührte kaum das Parkett, der kranke Jüngling schämte sich einzuhalten, und suchte dem Tacte zu genügen. Ida lächelte im Stillen, denn sie erkannte, worauf es Julius abgesehen hatte; um dessen Absicht zu erreichen, hielt sie ihren Tänzer fest, und begnügte sich nicht den Salon nur drei Mal zu durchsteigen. Der Hausherrnssohn hoffte von Secunde zu Secunde, seine Zukünftige würde endlich doch inne halten, allein die Dame dachte nicht daran, der Kranke schnappte bereits nach Luft, er athmete nicht mehr, er schnaubte. Ida that, als merkte sie es nicht, sie wollte dem Manne, der sie an sein Krankenlager zu fesseln gedachte, zeigen, wie wenig er jetzt mehr geeignet sei, mit der Jugend Hand in Hand zu gehen; sie fühlte kein Mitleid für ihn. Jetzt vermochte der Jüngling keinen Schritt weiter zu thun, er riß sich von dem Fräulein los und taumelte auf einen Sitz, Ida eilte aus seiner Nähe.

Julius strich an ihr vorüber.

Sind Sie mit mir zufrieden?

Ida nickte.

Ich hoffe, Sie sind für den heutigen Abend erlöst.

Dies war auch wirklich der Fall.

Herr Flock fühlte sich sehr unwohl, der Hexentanz — es war eine förmliche wilde Jagd — hatte ihn zu stark mitgenommen, er war gezwungen bald darauf die Gesellschaft zu verlassen.

Herr Steller, als er Ida mit seinem Auserwählten so lange tanzen sah, dachte nicht an die Folgen, sondern rieb sich vergnügt die Hände und murmelte: Sie wird schon Geschmack an ihm finden, er liebt sie ohnedem, und so wird die Partie bald abgemacht sein —

Nach dem Tanze ging es wieder an die Musik, man unterhielt sich mehr und besser, als es gewöhnlich in Gesellschaften der Fall zu sein pflegt, der Ton war ein ungezwungener und vertraulicher.

Die reizende Frau Hütte zog die Aufmerksamkeit eines alten Herrn auf sich. Julius war gerade nicht in ihrer Nähe, der Alte fühlte ein lebhaftes Attachement für die junge Dame, und verursachte sich bedeutende Auslagen an Schmeichelworten und Complimenten. Sie duldete, daß er ihr den Hof machte, wobei der alte Herr sehr jugendlich that.

Gnädige Frau, sagte der weißköpfige Galant, indem er seinen Vatermörder ans Gesicht strich, um die Ackerfurchen des Zeitpfluges, vulgo Runzeln genannt, zu verdecken, Sie dürfen an meinen bleichen Haaren keinen Anstoß nehmen, denn man kann einen greisen Kopf aber dabei doch noch ein junges Herz besitzen, und ich habe die Ehre zu versichern, daß mein Herz noch sehr jung ist.

Die junge Frau lächelte und erwiederte: Es ist nur Schade, daß man das junge Herz nicht sehen kann, während das alte Haupt jedem in die Augen fällt.

Sie haben recht, gnädige Frau, aber daran liegt nichts, man hat Beweise, daß auch das Alter bei Damen Glück macht die Jugend ist naseweis, leichtsinnig und thöricht.

Auch das Alter schützt vor Thorheit nicht, bemerkte Frau Hütte.

Zwischen Thorheit und Thorheit, gibt es einen Unterschied —

Gott in der Welt, Herr Wigdar, sind Sie auch da und wie mir scheint, machen Sie gar dieser reizenden Dame den Hof! Das nenn' ich aushalten! Sechzig Jahre und noch immer die Cour machen!

Der Alte, welcher Wigdar genannt wurde, versetzte etwas pikirt: Sehen Sie, Herr von Metzenberg, das ist der Unterschied zwischen Einst und Jetzt. Ich zähle sechzig und Sie vierzig Jahre, ich bin noch nie krank gewesen, und Sie schleppen sich von einer Heilanstalt zur andern.

Wie heißt, Heilanstalt? Wie heißt schleppen? Sticheln Sie vielleicht gar auf meine magnetische Cur?

Sie waren auch schon in Gräfenberg.

Was liegt an Gräfenberg?

Sie haben auch schon homöopathisirt?

Gott in der Welt, was liegt daran, wenn ich hab' gebraucht alle Curen von der ersten bis zur letzten? Kann ich dafür, daß mein Magen ist nicht werth einen Groschen? Ich

gebe ihm viele und delicate Speisen, ich pflege ihn immer mit allen Gattungen geistreicher Weine und er ist doch nichts nuß, kann ich dafür? Krank sein ist keine Schande, aber ich versichere Sie, wenn ich werde alt sein sechzig Jahre, wird es mir nicht einfallen, einer jungen Frau den Hof zu machen.

Das glaub' ich recht gerne!

Was sagen Sie dazu, schöne Frau?

Ich entschuldige Herrn Wigdar, er behauptet ein junges Herz zu haben.

Gott in der Welt, rief Herr Metzenberg, was heißt, ein junges Herz haben? Was kann nützen ein junges Herz, wenn man hat einen alten Kopf? Ich versichere Sie, Herr Wigdar, jeder Dame ist lieber ein altes Herz und ein junger Kopf. Hab ich recht oder nicht?

Frau Hütte lächelte.

Der Alte brummte mürrisch in seinen Vatermörder hinein und Herr Metzenberg fuhr fort: Ich habe mein Lebtag gehört, was das Hänschen nicht lernt, das kann der Hanns nicht. Hätten Sie es, bester Freund, als Hänschen verstanden, zu machen den Hof, wären Sie geworden als Hans kein Hagestolz. Alles hat seine Zeit. Hab' ich recht oder nicht?

Die Unterhaltung hatte ihren Fortgang genommen, in der Gesellschaft bemerkte man es nicht, daß Herr Steller sie verließ, um in einem abseitigen Gemache einen Herrn zu empfangen, der dringend mit ihm zu sprechen wünschte.

Der Kaufherr fand einen jungen Mann, salonmäßig

gekleidet, mit schwarzem Frack und schwarzem Beinkleid, weißes Atlas-Gilee, und lakirten Stiefelchen. Der Fremde zeigte ein bleiches, interessantes Gesicht, ein feuriges Auge, ein nettes Schnurbärtchen und hielt in den mit strohgelben Glacés bekleideten Händen einen neuen Cylinder.

Der junge Elegant, den Herr Steller empfing, war — der Rothe.

Fünfzehntes Capitel.

Fortsetzung der Soiree bei Herrn Steller.

Das Gemach, in welchem nun folgende Scene stattfand, war von einer Girandole, die man hieher gebracht hatte, hinlänglich erleuchtet. Gewöhnlich wurde dieses Gemach von der Tochter des Hauses zum Ankleidezimmer verwendet, denn es stand mit der Stube der alten Margarethe, die diese bediente, vermittelst einer Thüre in Verbindung. Diese Thüre war aber jetzt geschlossen.

Herr Steller näherte sich dem Fremden höflich und fragte, womit er ihm dienen könne?

Konrad verneigte sich und erwiederte: Herr Steller, mich führt ein Geschäft hieher. Sie werden zwar die Zeit etwas unpassend finden, allein ich führe zu meiner Entschuldigung an, daß ich von dem heutigen Feste keine Kenntniß hatte; was jedoch die Abendzeit betrifft, so wählte ich sie mit

Vorbedacht, weil ich in meiner Unterhandlung mit Ihnen ungestört zu sein wünsche.

Für Geschäfte, entschuldigte der Kaufherr den Fremden höflich, ist keine Zeit unpassend. Man wird im Salon meine zeitweilige Abwesenheit nicht vermissen, ich stehe Ihnen also auf ein halbes Stündchen zu Diensten. Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?

Wenn ich Ihnen auch meinen Namen nennen würde, er wäre Ihnen unbekannt, denn ich führe keine Firma; über meinen Stand werden Sie später Aufklärung erhalten.

Ich habe es jedoch mit einem Geschäftsmanne zu thun?

Ganz gewiß, denn Geschäfte macht am Ende Jeder.

Ich bitte Sie, zu sprechen —

Da der Kaufherr auf ein Sopha wies, so ließ sich der Rothe zierlich nieder, der Herr des Hauses nahm ihm gegenüber Platz.

Herr Steller, begann Konrad, bei Ihnen ist vor mehreren Tagen ein Cassen-Diebstahl vorgekommen.

Der Kaufherr erschrak. Was er bisher als tiefes Geheimniß zwischen sich und seiner Gattin vergraben wähnte, vernahm er nun von einem Fremden.

Der Unfall, so dachte er im ersten Augenblicke, ist nicht verschwiegen geblieben, und irgend ein Geschäftsfreund sendet diesen Menschen hieher, um sich über die Sache Gewißheit zu verschaffen.

Ein Cassen-Diebstahl? sagte er, seine Unbefangenheit aufraffend, bei mir ein Cassen-Diebstahl? Sie sind im Irrthume, mein Herr!

Der Rothe lächelte: Ich bitte, Herr Steller, wol-

len Sie sich nur erinnern, es war an einem Sonntage, Sie hatten mit Ihrer ganzen Familie eine Spazierfahrt nach Döbling gemacht; als Sie Abends nach Hause kamen, war der Diebstahl verübt.

Der Kaufherr war bei diesen Details, die eine genaue Kenntniß der Umstände verriethen, immer verlegener geworden.

Mein Herr, stotterte er, ich weiß nicht — ich begreife nicht. —

Sie begreifen nicht, wie ich von dieser Angelegenheit unterrichtet sein kann? Ei, mein Herr, es gibt Manches, was Mancher nicht zu fassen vermag, und was einem Anderen doch hell und licht wie die Sonne ist. So z. B. bin ich sogar im Stande, Ihnen die Größe der entwendeten Summe anzugeben, es waren 19,500 Gulden in Banknoten.

Dem Herrn des Hauses perlten schwere Schweißtropfen von der Stirne, er begann zu zittern.

Konrad drehte seinen neuen Cylinder zwischen den strohgelben Fingern und fuhr nach einer für Herrn Steller martervollen Pause fort: Ja, es waren 19,500 Gulden in Banknoten, aber — er verstärkte seine Stimme — diese Banknoten waren sämmtlich — falsch.

Der Kaufherr todtenbleich, taumelte jetzt auf, als ob er von irgend einem Mechanismus emporgeschnellt worden wäre.

Ein neuer Gedanke ergriff ihn. So wie er früher den Fremden für den Sendling eines Geschäftsfreundes hielt, glaubte er jetzt in ihm einen Agenten der Polizei zu sehen.

Mein Herr, stammelte er, Ihr Irrthum wird beleidi-

gend. In meinem Hause — falsche Banknoten — und eine so große Summe —

Sie befanden sich nicht nur in Ihr m Hause, sondern sogar in Ihrer Casse —

Sie irren, mein Herr —

Es ist Ihnen also nicht die Summe von 19,500 Gulden aus Ihrer Casse gestohlen worden?

Nein, mir wurde kein Geld entwendet.

Sie hatten in Ihrer Casse nicht 19,500 Gulden falscher Banknoten?

Nein, nein — ich hatte sie nie.

Der Rothe erhob sich und sagte ganz gelassen: Dann bleibt mir nichts übrig, als die Sache der Behörde anzuzeigen.

Anzeigen? rief Herr Steller und fuhr zurück, als ob eine Schlange ihn gestochen hätte, wie kommen Sie dazu? Wer sind Sie?

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich ein Geschäftsmann bin.

Und womit wollen Sie beweisen, daß sich in meiner Casse falsche Banknoten befanden?

Mit den Scheinen selbst.

Wie, stammelte jetzt Herr Steller, wo möglich eben so erstaunt als erschreckt, Sie haben? —

Ich habe jene 19,500 Gulden falscher Noten, welche aus ihrer Casse gestohlen wurden, in Händen.

Das ist nicht möglich, denn wenn alle Ihre Angaben auch wahr wären, wie kämen Sie zu dem Gelde?

Der Rothe lächelte, blickte den Kaufherrn gutmüthig

an und sagte leicht und ungezwungen: Ganz einfach, denn ich bin derjenige, der Ihnen die falschen Banknoten gestohlen hat!

Der Ton, mit dem Konrad diese Worte sprach, war so unbefangen, als ob er gesagt hätte: „Ich bin es ja, dem Sie die falschen Noten geschenkt haben!"

Herr Steller entsetzte sich über die Frechheit des Menschen, den er vor sich hatte.

Sie sind? rief er.

Ja, ich bin der Dieb!

Und Sie gestehen es mir, dem Bestohlenen?

Der Rothe zuckte gleichgültig mit den Schultern, stellte sich etwas verwundert und sagte: Warum sollte ich es Ihnen nicht gestehen? Sie werden mich nicht verrathen? Ich bin ein Dieb und Sie sind ein Falschmünzer —

Mein Herr! —

Bleiben Sie gelassen, Herr Steller, nehmen Sie wieder Ihren früheren Platz ein und lassen Sie uns ruhig mit einander sprechen; der drohende Ton, den Sie anzunehmen belieben, sagt Ihnen gar nicht zu, und fruchtet Ihnen auch nichts, denn ich bin kein Schuljunge, der sich durch ein hartes Wort einschüchtern läßt. Ich bitte also, lassen Sie sich gefälligst nieder.

Der Kaufherr nahm stumm und betroffen seinen früheren Sitz ein.

Konrad machte eine kurze Pause und begann: Vor Allem, mein Herr, ist es nothwendig, daß wir Beide in unser gegenseitiges Verhältniß eine klare Einsicht gewinnen. Ich

stahl Ihnen 19,500 Gulden, und finde zu meinem größten Bedauern, daß die Banknoten falsch seien. Eine so große Summe falscher Banknoten kömmt zufällig nicht zusammen. Sie sind also entweder selbst der Verfertiger derselben oder Sie stehen mit den Falschmünzern in enger Verbindung; wie richtig diese Behauptung ist, beweist der Umstand, daß Sie, der Bestohlene, den Diebstahl vor aller Welt verheimlichten, noch verheimlichen und sich sorgfältig hüten, eine Anzeige davon zu machen. Ich finde Ihre Vorsicht sehr klug, denn fünfzehn bis zwanzig Jahre schweren Kerkers ist eine Cur, die man nicht so leicht aushält, besonders, wenn man so wie Sie schon tief in den Vierzigern ist — Herr Steller schauerte — abgesehen von dem Aufsehen und von der Schande, die ich gar nicht in Betracht ziehe. Dies, mein Herr, ist Ihre Situation. Ich komme jetzt zu der Meinigen. Ich habe Ihnen, wie gesagt, die Banknoten gestohlen, zu meinem und zu Ihrem Glücke erkannte ich deren Unechtheit, bevor ich noch eine einzige derselben verausgabt hatte, ich sage zu meinem und zu Ihrem Glücke, denn wär' ich nicht ein vorsichtiger Geschäftsmann, ich hätte in meiner Unwissenheit das falsche Geld verwendet, wäre bei der kleinweisen Verausgabung einer so großen Summe sehr wahrscheinlich verunglückt und hätte — um nicht als Falschmünzer zu büßen, lieber den Diebstahl bekannt, und Sie als den Besitzer der falschen Fabrikate angegeben; wir wären also Beide verurtheilt worden. Meine Vorsicht hat dieses Unglück verhütet, und ich hoffe, Sie werden mir das Verdienst zugestehen, Ihnen damit einen bedeutenden Liebesdienst erwiesen zu haben. Die falschen Banknoten befinden

sich, wie ich schon erwähnt habe, in meiner Verwahrung und — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort — es fehlt auch keine Einzige derselben. So weit wäre also Alles in der schönsten Ordnung. Nun kommt aber von meiner Seite ein bescheidenes Anliegen. Diese falschen Fabrikate, wenn ich mich und Sie nicht in Gefahr bringen will, haben für mich keinen Werth, bei Ihnen, dem die Wege in's Ausland offen stehen, verhält sich die Sache ganz anders. Ihnen leisten sie fast dieselben Dienste, wie echte Noten, ich glaube daher am besten zu thun, wenn ich Ihnen Ihr Eigenthum zurückerstatte.

Wie, unterbrach ihn der Kaufherr sich erholend, Sie wollen?

Mit größtem Vergnügen! Ich händige Ihnen 19,500 Gulden falsche Banknoten ein und Sie geben mir dafür 20,000 Gulden echte Banknoten —

Herr Steller fuhr erschüttert zusammen.

Nimmermehr! rief er, solch eine Summe —

Ah, ich verstehe! Sie waren der Meinung, ich würde mich mit einem Douceur von einigen hundert Gulden begnügen, und Ihnen dafür fünfzehn Jahre schweren Kerker ersparen? Sie sind in der That sehr klug, aber wenig gewissenhaft. Meinen Sie, ich sollte die Gefahr, in der ich bei Verübung des Einbruchs schwebte, gar nicht in Anschlag bringen? Die Kühnheit will belohnt sein, und meiner Treu, Herr Steller, diese That bei Ihnen am helllichten Tage, hat mich viele Mühe gekostet, und war — ein jeder Kunstkenner wird mir das Zeugniß geben — sie war ein Meisterstück; ich bin also nur bescheiden, wenn ich Ihnen die Be-

dingung einer Umwechslung stelle, denn ich kann und darf bei meinem Geschäfte keine Einbuße erleiden.

Der Kaufherr wußte nicht, was er auf diese mit namenloser Frechheit gestellten Propositionen entgegnen solle? Solche Effronterie hätte er nie für möglich gehalten. Seitdem er sah, daß er es mit einem Gauner der gefährlichsten Art zu thun hatte, war er seinem Beschlusse untreu geworden. Läugnen war ferner unnütz, jetzt galt es, von dem gefährlichen Menschen die Noten durch einen Vergleich heraus zu bekommen. Er suchte nach Fassung, besann sich und sagte dann: Sie fordern also, daß ich Ihnen für die falschen Noten echte gebe?

Das ist mein Begehren.

Und wenn ich mich weigerte, in Ihr Verlangen zu willigen?

Dann zeige ich Sie an.

Und Sie?

Ich werde auch nicht leer ausgehen, das ist wahr; allein bei mir wird der Schade nicht so groß sein, ich bin ein lediger Mensch, ohne Familie —

Meine Familie! murmelte der Kaufherr ergriffen.

Der Rothe lächelte boshaft und sagte: Sie haben keine Wahl, fügen Sie sich in meinen Vorschlag —

Dem Kaufherrn entsank der Muth, er stammelte: Ich kann nicht — wenn ich auch wollte — mir steht in diesem Momente die genannte Summe nicht zur Verfügung.

Darauf war ich gefaßt, versetzte der Rothe, und man

muß den Zeitläuften Rechnung tragen; die Kaufleute, bei denen man jetzt eine so erhebliche Summe zur momentanen Disposition fände, sind rar, ich will Ihnen daher mit Vergnügen eine kurze Frist bewilligen.

Herr Steller, dem es darum zu thun war, die Beweise seiner Schuld so bald als möglich in die Hände zu bekommen, sagte: Ich will Ihnen einen Vorschlag machen.

Lassen Sie hören.

Ich stelle Ihnen noch heute einen rechtsgiltigen Wechsel auf die genannte Summe aus, zahlbar in zwei Monaten und Sie geben mir dafür noch heute die entfremdeten Noten zurück.

Der Rothe besann sich.

Ich kann Ihren Vorschlag nicht acceptiren.

Warum nicht?

Ihnen ist nur darum zu thun, die Banknoten so bald als möglich in die Hände zu bekommen. Womit werde ich bezahlt, wenn Sie z. B. morgen schon die Falsificate vernichten und sich drei Wochen später bankerott erklären?

Es entstand eine Pause.

Konrad erhob sich und sagte: Jetzt will ich Ihnen eine Proposition machen. Es ist das letzte Wort, welches ich in dieser Angelegenheit Ihnen gegenüber verliere. Ich behalte die Noten in meiner Verwahrung und gebe Ihnen eine vierzehntägige Frist, sie auszulösen. Wenn dies von heute binnen vierzehn Tagen nicht geschehen ist, so übergebe ich mich und die falschen Scheine der Justiz. Sobald Sie

die Summe beisammen haben, so befestigen Sie in Ihrer Auslage einen Zettel, auf dem Sie die Worte schreiben: **„Gegen bar!“** Dieses wird mir ein Zeichen sein, mich bei Ihnen einzufinden. Ich werde nicht ermangeln, nach dem verabredeten Zeichen zu spähen. Ich empfehle mich. Bitte nicht zu vergessen: **„Gegen bar!“** — Adieu!

Der Rothe verneigte sich und verließ das Gemach.

Der Kaufherr blieb wie vernichtet zurück.

Als er sich von seiner Bestürzung erholt hatte, begab er sich zurück zur Gesellschaft.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Wenige Minuten später begann es im Salon unruhig zu werden.

Man sah die Gäste die Köpfe zusammenstecken, mit einander leise sprechen und sich befragen; hierauf fing ein unruhiges Hin- und Hergehen an; endlich erfuhr man, Fräulein Ida sei ohnmächtig, in einem Nebengemache auf dem Boden liegend, gefunden worden.

Die Soirée wurde also zum Bedauern der Gäste geschlossen.

Sie hat zu viel getanzt! sagte eine alte Dame.

Das hat — man davon — wenn man — gar so — flink ist! bemerkte die Lampenstein.

Gott in der Welt! rief der Herr mit dem nichtsnutzigen

Magen, wie kann der Mensch nur so viel tanzen? Hätt sie sich den Magen verdorben, das wär' wenigstens natürlich, aber tanzen?

Ida wurde bewußtlos zu Bette gebracht.

— — — — — — — — — — —

Das arme Mädchen hatte in Margarethens Stube das Gespräch des Vaters mit dem Rothen behorcht.

Sechzehntes Capitel.

Die Situation.

Wir sind in unserem Gemälde auf einem Ruhepunkte angelangt.

Werfen wir jetzt einen Blick auf den Theil des Bildes, so weit wir es bis zum jetzigen Momente enthüllt haben.

Den Mittelpunkt desselben bildet einer jener verworfenen Menschen, welche der Gesellschaft um so gefährlicher sind, weil ein gewisser Grad von Bildung sie mit einer Raffinirtheit vorgehen läßt, die dem rohen Verbrechen ein Geheimniß ist.

Wie eine giftige Spinne webt dieser Mensch seine Fäden nach vier verschiedenen Seiten.

Hier galt es, im Bunde mit zweien eben so verworfenen Genossen, am hellen Tage, mitten in der Stadt, einen der frechsten Diebstähle zu verüben; dort schleudert er die

treue Genossin seiner Liebe von sich, und streckt die verführerische Hand nach einem bethörten, aber braven Mädchen aus; drüben zieht er einen unerfahrenen Jüngling zu sich auf den Pfad des Verbrechens, und da tritt er einer Frau entgegen, rüttelt sie aus ihrer Ruhe und aus ihrem Glücke empor, droht mit dem Gespenste vergangener Tage und macht sich zu ihrem Gebieter und Herrn.

Welch ein schrecklicher, furchtbarer Mensch!

Aber das Geschick tritt den Planen des Verbrechers feindlich entgegen.

Das gestohlene Geld ist falsch — sein erster Angriff auf die Tugend jenes Mädchens wird durch seine frühere Genossin vereitelt — der auf den unerfahrenen Jüngling gelenkte Verdacht hat noch keine schlimmen Früchte getragen — die mißhandelte Frau hat bis jetzt noch nichts gethan, was sie mit einer neuen Schuld belasten könnte.

Wie wird nun dies Alles enden?

Werden die Plane des Verbrechers gelingen, wird er das Glück von vier Familien im Siegeslauf zertreten, oder allein, oder mit den Mitschuldigen untergehen?

Mitten in dieses düstere Bild wirft die Liebe einen hellen Strahl; eine Jungfrau, rein wie ein Thautropfe, schön wie eine Blume, verklärt das Haus eines Mannes, dessen Unglück wir nimmer bedauern, weil es kein schuldloses ist. Das Herz der Jungfrau neigt sich einem jungen Manne zu, dem ihr Besitz — wenn des Vaters Wille erfüllt wird — nicht zu Theil werden soll.

Wird diese Liebe beglückt werden? Wird sie spurlos

vom Schauplatze verschwinden oder in das Rad der Begebenheiten eingreifen?

Wie werden alle diese Conflicte sich lösen?

Die nun folgende zweite Hälfte unseres Gemäldes wird diese Fragen zur Genüge beantworten.

Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir bei dem Leser ein besonderes Interesse für jene Frau voraussetzen, die Sie als ein Muster weiblicher Würde und Tugend mitten im Familienglücke kennen lernten, deren Vergangenheit aber im grellsten Widerspruche mit der Gegenwart steht.

Sie werden uns mit Recht fragen: Welches ist die Vergangenheit dieser Frau? In welcher Verbindung stand sie mit einem Manne, den wir jetzt als den verabscheuungswürdigsten Menschen kennen? Ist sie schuldig oder nicht. Wenn sie schuldig, was ist ihre Schuld?

Folgen Sie uns vertrauungsvoll weiter, Sie sollen alle diese Fragen beantwortet erhalten.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Keck & Pierer in Wien.



Druck von Keck & Pierer in Wien.



Druck von Keck & Pierer in Wien.

Druck von Keck & Pierer in Wien.